WILLI REICH

Chopin Elegie

AUS BRIEFEN UND SCHRIFTEN

VOM DAUERNDEN IN DER ZEIT

Zbiory Słowarzyszenia I.F.C.

VOM DAUERNDEN IN DER ZEIT

Kostbarkeiten alter und neuer Dichtung

ALTDEUTSCHE MALEREI
Mit neun ganzseitigen Illustrationen, davon eine in Vierfarbendruck. Text von Dr. R. Zürcher

Gerhart Hauptmann
MIGNON
Novelle
Eine seltsame Begebenheit am Lago Maggiore

KOREANISCHE MÄRCHEN
Herausgegeben und übertragen von N. v. Kotschubey

Albert Ehrismann
DER LETZTE BRIEF
Erzählungen

Jakob Job
UNTER SÜDLICHEM HIMMEL
Geschichten und Anekdoten aus Italien

Willi Reich
CHOPIN ELEGIE
Aus Briefen, Tagebuchaufzeichnungen und zeitgenössischen Dokumenten

Willi Reich
BEETHOVEN SUITE
Aus Briefen und Schriften

August Graf von Platen
O WONNIGLICHE REISELUST
Tagebuch einer Schweizerreise vor 130 Jahren
Herausgegeben und eingeleitet von Karl Wilczynski

R. M. Rilke
BRIEFE
Herausgegeben von Hedwig Fischer

CHINESISCHE LIEBESGESCHICHTEN
Nach alten Quellen neu erzählt

Epikur
LEBENSKUNST

Friedrich Hölderlin
BRIEFE

P. B. Shelley
ÜBER DIE LIEBE,
DAS LEBEN UND DIE KUNST

Nikolaj Gogol
DAS PORTRAIT
Eine Meistererzählung der russischen Literatur

GRIECHISCHE LIEBESGESCHICHTEN
Nach alten Quellen neu erzählt

DAUMIER ALS GESELLSCHAFTSKRITIKER
80 Holzschnitte und Karikaturen

WERNER CLASSEN VERLAG ZÜRICH

Biuro Komitetu Wykonawczego
ROKU CHOPINOWSKIEGO 1949
Warszawa, Nowogrodzka 49, tel. 813-32

Zbiory Stowarzyszenia
I. F. 550

VOM DAUERNDEN IN DER ZEIT

Kostbarkeiten alter und neuer Dichtung
herausgegeben von
Werner A. Classen

Nr. 46

Biuro Komitetu Wykonawczego
ROKU CHOPINOWSKIEGO 1949
Warszawa, Nowogrodzka 49, tel. 813-32

CHOPIN-ELEGIE

Aus Briefen und
Schriften

Herausgegeben von Willi Reich

WERNER CLASSEN VERLAG ZÜRICH

Zbiory Stowarzyszenia
* I. F. 5.50

INSTYTUT FRYDERYKA CHOPINA BIBLIOTEKA WARSZAWA

sygn. 550
akc. Inw./1950

Copyright 1948 by Werner Classen, Zürich

Printed in Switzerland by Uto-Druck AG. Zürich

Schutzumschlag: Willi Schnabel

Für Helene M. Kann

VORBEMERKUNG

Wehmut und Entsagung bilden im literarischen Sinne die inhaltlichen Kennzeichen einer Elegie. Sie haben auch das Leben und Schaffen Chopins im wesentlichen geprägt, obwohl trotziges Aufbäumen oder humorvolles Darüberstehen dem Künstler gelegentlich auch zum Bedürfnis wurde. — Die Absicht, die Hauptelemente der geistigen Erscheinung Chopins lebendig darzustellen, hat Inhalt und Form dieses Büchleins bestimmt, das die vorhandene französische und deutsche Chopin-Literatur so gründlich als möglich zu verarbeiten suchte. Ein umfassendes Wesensbild Chopins wird erst dann gezeichnet werden können, wenn auch das in polnischer Sprache vorliegende biographische Material in einwandfreier Weise voll erschlossen sein wird. Bis dahin müssen wir uns wohl mit einer gefühlsmässigen Erfassung seines elegischen Daseins begnügen.

Willi Reich

Lebensdaten:

1810	Am 22. Februar geboren in Zelazowa Wola (bei Warschau); im Oktober übersiedelt die Familie nach Warschau.
1817	Klavierunterricht bei Adalbert Zywny begonnen. Erste Komposition (Polonaise in g-moll) veröffentlicht.
1818	Erstes öffentliches Auftreten (als Pianist in einem Wohltätigkeitskonzert).
1822—1829	Kompositionsunterricht bei Joseph Elsner.
1829	Im Sommer nach Wien; dort zwei Konzerte.
1829—1830	In Konstanze Gladkowska verliebt.
1830	Drei Konzerte in Warschau. Chopin verlässt am 2. November Warschau, wie er glaubt, nur für eine Kunstreise nach Frankreich und Italien, er sieht aber die Heimat nicht wieder.
1831	Aufenthalte in Wien, München und Stuttgart. Wegen der revolutionären Wirren wird der italienische Reiseplan aufgegeben. Trifft Mitte September in Paris ein, mit der Absicht, nach England weiterzureisen.
1832	Am 26. Februar erstes Pariser Konzert. Schliesst Freundschaft mit Liszt, Mendelssohn und Berlioz.
1834	Reise zum Musikfest nach Aachen und zu Mendelssohn nach Düsseldorf.
1835	Im Sommer Aufenthalt in Karlsbad (letztes Beisammensein mit den Eltern). Besuche in Dresden und Leipzig. Begegnung mit Robert Schumann und Clara Wieck.
1835—1836	Verlobt mit Komtesse Maria Wodzinski.
1836	Im Sommer Aufenthalte in Marienbad, Dresden und Leipzig. Im Herbst erste Begegnung mit George Sand.
1837	Im Juli Aufenthalt in London. Dort die ersten Anzeichen seiner Todeskrankheit.
1838	Im November mit George Sand und ihren Kindern nach Mallorca.

1839	Im Februar zurück nach Frankreich. Aufenthalte in Marseille, Genua und Nohant. Im Oktober wieder in Paris.
1840—1846	Chopin hält sich mit George Sand abwechselnd in Paris und in Nohant auf.
1846	Im November endgültiger Bruch mit George Sand.
1848	Am 16. Februar letztes Konzert in Paris. Ende April Reise nach England. Chopin spielt am 15. Mai vor der Königin Viktoria und gibt in Privathäusern zwei erfolgreiche Matinéen. Im Sommer in Schottland. Am 16. November letztes Konzert in London (in der Guildhall). Am 23. November Rückkehr nach Paris.
1849	Chopins Leiden ist so stark vorgeschritten, dass er keinen Klavierunterricht mehr geben kann. Seine schottischen Freunde kommen für seinen Lebensunterhalt auf. Den Sommer verbringt er in Chaillot bei Paris. Im Herbst übersiedelt er nach Paris, 12 Place Vendôme, wo er am 17. Oktober stirbt.

Prophezeiung des Lehrers

Er geht seinen besonderen Weg, weil seine Begabung eine besondere ist. Er hält sich nicht streng an die übliche Methode; er hat aber eine ihm eigene und wird in seinen Werken eine Originalität an den Tag legen, wie sie in solchem Grade noch bei keinem Menschen vorhanden gewesen ist.

Chopins Lehrer, Joseph Elsner, als jemand Chopin vorwarf, er verletze die traditionellen Regeln der Komposition.

«Ich weiss, dass ich den Damen und den Künstlern gefallen habe.»

Wien, den 12. August 1829.

Dieses gestrige Auftreten im Theater nennt man hier eine «Musikalische Akademie». Da ich nichts davon hatte und mich auch nicht bemühte, etwas zu haben, so beschleunigte Graf Gallenberg dieses Auftreten, nachdem er folgendes Programm zusammengestellt hatte: Ouvertüre von Beethoven, meine Variationen (über «Reich mir die Hand, mein Leben» von Mozart, op. 2), Gesang des Fräulein Veltheim, mein Rondo (in c-moll, op. 1); und wieder Gesang, dann ein kleines Ballett, um den Abend auszufüllen.

Bei der Probe hat das Orchester so schlecht begleitet, dass ich statt dem Rondo eine «Freie Fantasie» ins Programm setzte. Als ich mich auf der Bühne zeigte, rief man bravo; nach jeder Variation gab es solchen Beifall, dass ich das Tutti des Orchesters nicht gehört habe. Nach Schluss wurde so viel geklatscht, dass ich ein zweites Mal herauskommen und mich verneigen musste. Die «Freie Fantasie» wurde, obwohl sie mir nicht besonders gelungen war, noch mehr beklatscht, und wiederum musste ich auf der Bühne erscheinen ... Ich habe über ein Thema aus der «Weissen Dame» improvisiert; jedoch auf die Bitte des Regisseurs, ich möchte noch ein polnisches Thema nehmen, wählte ich «Chmiel» (ein polnisches Hochzeitslied im Mazurka-Rhythmus), was das Publikum elek-

trisierte, da es solche Lieder nicht gewöhnt ist. Meine Parterre-Spione versichern, die Leute seien geradezu auf den Bänken herumgesprungen ...

Es ist jedoch die allgemeine Ansicht, ich hätte zu leise gespielt, oder besser gesagt, zu zart, da die hiesigen Künstler gewohnt sind, auf das Klavier einzuhauen. Diesen Vorwurf erwarte ich in den Zeitungen, zumal die Tochter eines Redakteurs das Instrument furchtbar malträtieren soll. Das macht aber nichts; man kann doch nicht ohne ein einziges «Aber» sein, und es ist mir auch lieber, als wenn man sagen würde, ich hätte zu stark gespielt.

*

Wien, den 19. August 1829.

Wurde ich das erste Mal gut aufgenommen, so gestern noch besser. Dreimal wurde der Beifall erneuert, als ich mich auf der Bühne zeigte; das Publikum war zahlreicher als das erste Mal. Der Baron, ich weiss nicht mehr, wie er heisst, der das Theater finanziert, dankte mir für die Einnahme, indem er sagte, gewiss habe man sich nicht wegen des Balletts so zahlreich versammelt, denn das sei allen gut bekannt. — Durch mein Rondo habe ich alle Berufsmusiker für mich gewonnen. Vom Kapellmeister Lachner angefangen bis zum Klavierstimmer bewundern alle die Komposition. Ich weiss, dass ich den Damen und den Künstlern gefallen habe ...

Niemand will mich hier für einen Schüler halten. Blahetka sagte, nichts wundere ihn so sehr, als dass ich in Warschau dies alles gelernt habe. Ich erwiderte, dass bei Herrn Zywny und Herrn Elsner der grösste Esel etwas lernen müsse.

An seine Angehörigen in Warschau.

Die Wiener Kritik

Chopin überraschte, da man nicht bloss ein schönes, sondern wirklich ein sehr ausgezeichnetes Talent in ihm entdeckte, dem man sowohl wegen der Eigentümlichkeit seines Spieles, als seiner Komposition, fast schon ein wenig Genialität beilegen dürfte, wenigstens in dem Sinne abweichender Formen und hervorspringender Individualität.

Sein Spiel hat, wie seine Komposition, von der man in dieser Produktion freilich nur Variationen hörte, einen gewissen Charakter von Bescheidenheit, vermöge welcher dieser junge Mann es gar nicht darauf anzulegen scheint, brillieren zu wollen, obwohl sein Spiel Schwierigkeiten besiegte, deren Überwindung selbst hier, in der Heimat der Klaviervirtuosen, auffallen musste, sondern der mit fast ironischer Naivität sich einfallen lässt, ein grösseres Publikum mit Musik als Musik unterhalten zu wollen. Und siehe da! es gelang ihm: das unbefangene Publikum lohnte mit reichem Beifalle.

Sein Anschlag, obwohl nett und sicher, hat wenig von dem Glanze, durch den sich unsere Virtuosen sogleich mit den ersten Takten als solche ankündigen; er markiert nur schwach, wie ein Konversierender in einer Gesellschaft gescheiter Leute, nicht mit jenem rhetorischen Aplomb, der bei den Virtuosen für unerlässlich gehalten wird. Er spielt ganz ruhig weg, ohne den kühnen Aufschwung, der den Künstler sonst sogleich von dem Dilettanten unterscheidet, und dennoch erkannte unser zartfühlendes und feinsinniges Publikum in dem fremden, noch unberühmten Jünglinge sogleich den wahren Künstler, und dieser Abend gab dem unbefangenen Beobachter das angenehme Schauspiel eines Publikums, das, als moralische Person betrachtet, sich als Virtuose im Auffassen und Würdigen einer keineswegs pomphaften und dennoch höchst edlen und erfreulichen Kunstleistung, sich als ein wahrer Kenner zeigte.

Aus der Kritik des ersten Wiener Konzertes am 11. August 1829 in der «Wiener Theaterzeitung» vom 20. August.

Erste Liebe

Habe ich doch, vielleicht zu meinem Unglück, schon mein Ideal, dem ich, obwohl ich mit ihm schon seit einem halben Jahre nicht gesprochen habe, treu diene, von dem ich träume, dem ich im Geiste das Adagio meines Konzertes (Klavierkonzert in f-moll, op. 21) zugedacht habe, das mich heute früh zu diesem Walzer (Des-Dur, op. 70, Nr. 3) inspirierte, den ich Dir schicke. Beachte die mit einem Kreuz bezeichnete Stelle! Niemand ausser Dir weiss davon. Wie süss wäre es für mich, wenn ich Dir sie vorspielen könnte! ... Wie traurig ist es, niemanden zu haben, zu dem man in aller Frühe gehen kann, um Leid und Freud mit ihm zu teilen! Wie hart, wenn eine Last uns niederdrückt und wir sie nirgends ablegen können! Du weisst wohl, was ich damit sagen will. Was ich so oft Dir sagen möchte — dem Klavier vertraue ich es an.

Am 3. Oktober 1829 aus Warschau an seinen Jugendfreund Titus Woyciechowski in Poturzyn. Das «Ideal», von dem die Rede ist, ist die Sängerin Konstanze Gladkowska, die am Konservatorium Chopins Mitschülerin gewesen war.

Ein Adagio

Das Adagio des neuen Konzertes (Klavierkonzert in e-moll, op. 11) ist in E-Dur. Es soll nicht machtvoll wirken, es ist mehr romantisch, ruhig, melancholisch; es soll den Eindruck eines liebevollen Rückblicks machen, eines Rückblicks auf eine Stätte, die in uns tausend liebe Erinnerungen weckt. Es ist wie ein Hinträumen in einer schönen, mondbeglänzten Frühlingsnacht. Deshalb wird es mit sordinierten Geigen begleitet; das sind Geigen, die durch eine Art Kämme gedämpft werden, die, über die Saiten gesetzt, einen nasalen, silbernen Ton bewirken. — Vielleicht ist das schlecht; doch warum soll man sich schämen, trotz

INSTYTUT EDUKACJI ARTYSTYCZNEJ BIBLIOTEKA
Zbiory Stowarzyszenia I.F.C.

besseren Wissens schlecht zu schreiben? — Erst die Wirkung kann zeigen, ob es ein Fehler war. — Hier erkennst Du wohl meinen Hang, entgegen dem eigenen Willen, schlecht zu handeln. So, wie gegen meinen Willen mir etwas durch die Augen ins Innere gedrungen ist und ich mich daran ergötze, wenn es auch noch so falsch ist. Du weisst sicher, was ich meine.

Am 15. Mai 1830 aus Warschau an Titus Woyciechowski in Poturzyn. Es ist das einzige Mal, wo sich Chopin ausführlicher über aussermusikalische Ideen äussert, die ihn beim Schaffen bewegten.

Die Geliebte debütiert im Opernhaus

Zunächst hat mich in Warschau «Agnese» (Oper von Ferdinando Paër) sehr interessiert. Ich war bei der Aufführung. Die Gladkowska liess wenig zu wünschen übrig. Sie ist auf der Bühne besser als im Konzertsaal. Von ihrem ausgezeichneten tragischen Spiel spreche ich nicht; es ist daran nichts auszusetzen. Was hingegen den Gesang anbelangt, so würden wir in dieser Art nichts Besseres brauchen, wäre nicht manchmal das hohe Fis und G. — Ihre Phrasierung würde Dich entzücken. Sie nüanciert herrlich, und obwohl ihre Stimme bei ihrem ersten Auftreten etwas zitterte, sang sie nachher ganz sicher.

Am 21. August 1830 aus Warschau an Titus Woyciechowski in Poturzyn.

Schwanken

Ich sage Dir, dass mich schon Wahnsinn befällt, schlimmer denn je. — Ich bin noch immer hier und habe nicht Entschlossenheit genug, um den Tag meiner Abreise festzusetzen. Ich bilde mir ein, dass ich Warschau verlasse, um nie wieder nach Hause zurückzukehren; ich bilde mir ein, dass ich abreise, um zu sterben. — Ach, wie trostlos muss es sein, nicht dort zu sterben, wo man geboren ist! Wie entsetzlich wird es für mich sein, einen kaltherzigen Arzt oder einen Diener an meinem Sterbebett zu sehen! ...

Was bedeutet denn diese zauberische Verwirrung? Du, der sich in Herzenssachen so gut auskennt, sage mir: warum bildet sich der Mensch ein, das Morgen erst Heute sein wird? — «Sei nicht so dumm!», das ist die einzige Antwort, die ich mir geben kann. Wenn Du eine andere weisst, so schreibe sie mir! ...

Seit meiner Rückkehr (aus Poturzyn) war ich noch nicht bei ihr. Ich muss Dir gestehen, dass ich gar oft annehme, sie sei an meinem Kummer schuld. Das scheinen auch die Leute zu glauben, obwohl ich äusserlich ruhig bin. Mein Vater lächelt dazu, obwohl er vielleicht weinen sollte. Auch ich lächle, aber nur äusserlich.

Am 4. September 1830 aus Warschau an Titus Woyciechowski in Poturzyn.

Starker Entschluss

Ich bin manchmal so verrückt, dass es geradezu fürchterlich ist... Doch habe ich die ehrliche Absicht, insgeheim, ohne jemandem ein Wort zu sagen, Samstag in einer Woche abzureisen — ohne Pardon, trotz aller Lamenti, aller Klagen und Tränen und Fussfällen. Die Noten in das Bündel, das Bändchen um die Seele, die Seele auf den Arm, und in die Diligence!

Am 22. September 1830 aus Warschau an Titus Woyciechowski in Poturzyn. Das in dem Brief erwähnte Bändchen hatte Chopin kurz vorher von Konstanze Gladkowska erhalten.

Letztes Auftreten in Warschau

Das gestrige Konzert ist gelungen... Ich hatte nicht die geringste Angst und spielte so, als wäre ich allein; es war gut. Der Saal war sehr voll.

Am Anfang stand die Sinfonie von Görner. Dann kam meine Hoheit mit dem Allegro in e-moll, das auf dem Streicherschen Klavier wie am Schnürchen heruntergespielt wurde. Es gab grossen Applaus. Soliva dirigierte dann, mit Chorbegleitung, seine Arie, die Fräulein Wolkow, blaugekleidet wie ein Engelchen, sehr schön gesungen hat. Auf diese Arie folgte dann das Adagio und das Rondo (aus dem Klavierkonzert in e-moll). Dann kam die Pause zwischen dem ersten und zweiten Teil.

Als man vom Büfett zurückkehrte und von der

Bühne herabstieg, wohin man gekommen war, um mir von dem günstigen Eindruck zu berichten, begann der zweite Teil mit der Ouvertüre zu «Wilhelm Tell». Soliva dirigierte sie gut; sie machte viel Effekt... Dann dirigierte er die Arie der Gladkowska, die wunderschön gekleidet war: in Weiss, Rosen im Haar; es stand ihr gut zu Gesicht. Sie sang die Cavatine aus «La Donna del Lago» (von Rossini) mit dem Rezitativ so, wie sie ausser der Arie in der «Agnese» noch nie etwas gesungen hatte. Du kennst das «O quante lagrime per te versai». Das «tutto detesto» darin, das bis zum tiefen H geht, hat sie so gesungen, dass Zielinski behauptete, dieses H allein sei tausend Dukaten wert...

Nachdem man Fräulein Gladkowska von der Bühne geleitet hatte, machten wir uns an die Potpourris über «den Mond, der unterging» (bekanntes polnisches Volkslied, das Chopin neben anderen in seiner «Fantasie über polnische Lieder», op. 13, verwendete). Diesmal habe ich selbst und das Orchester es ordentlich verstanden, und das Parkett hat es begriffen. Grossen Beifall fand dann der letzte Mazur, worauf ich (immer der gleiche Scherz!) hervorgerufen wurde. Es wurde nicht ein einziges Mal gezischt, und ich hatte Gelegenheit, mich viermal zu verbeugen. Ich tat dies aber schon auf menschenwürdige Art, denn ich hatte mich von Brandt darin unterweisen lassen.

Am 12. Oktober 1830 aus Warschau an Titus Woyciechowski in Poturzyn.

Abschied von der Heimat

Am 2. November 1830 sagte er den Eltern und Schwestern Lebewohl. Eine Schar von Freunden, der sich auch der ehrwürdige Elsner anschloss, begleitete Chopin nach Wola (das erste Dorf hinter Warschau), wo die Schüler des Konservatoriums den Reisenden erwarteten und eine von Elsner eigens zu diesem Tage komponierte Kantate sangen. Bei dem Festmahle, welches man dort Chopin zu Ehren veranstaltete, wurde ihm ein kunstvoll gearbeiteter silberner Becher überreicht, der bis an den Rand mit Heimaterde gefüllt war. «Mögest du, wo immer du wandern oder weilen magst, niemals dein Vaterland vergessen, niemals aufhören, es mit warmem, treuem Herzen zu lieben!», sprach der Freund, der ihm den Becher im Namen aller übergab. «Gedenke Polens, gedenke deiner Freunde, die dich mit Stolz ihren Landsmann nennen, die Grosses von dir erwarten und deren Wünsche und Gebete dich begleiten!» — Noch einmal drückte der junge Künstler jedem die Hand. Dann wandte er sich der Ferne zu.

Aus der Chopin-Biographie von Mauricy Karasowski, Dresden 1877.

Melancholischer Spleen in Wien

Heute war es wunderschön im Prater. Eine Menge Menschen, die mich gar nichts angingen. Ich ergötzte mich am Grün. Der Duft des Frühlings und die Unschuld der Natur erinnerten mich an meine Gefühle als Kind. — Ein Gewitter zog auf, ich kehrte nach Hause zurück. Das Gewitter verzog sich, doch mich befiel Traurigkeit. — Warum? — Nicht einmal die Musik freut mich heute. Es ist schon spät, doch ich kann nicht schlafengehen; ich weiss nicht, was mir fehlt. — Ich habe schon mein drittes Jahrzehnt begonnen! — Zeitungen und Plakate zeigen mein Konzert an, das in zwei Tagen stattfinden soll. Mich geht das alles so gar nichts an, als ob es nie stattfinden sollte. — Ich höre auf keine Komplimente mehr. Sie erscheinen mir immer dümmer. — Den Tod sehne ich herbei; dann möchte ich aber wieder die Eltern sehen. — Ihr Bild (Konstanzens) steht vor meinen Augen. Es scheint mir, dass ich sie nicht mehr liebe, und doch will sie aus meinem Gedächtnis nicht schwinden.

Alles, was ich bisher im Ausland gesehen, dünkt mich altbekannt, unerträglich, und erweckt in mir nur noch mehr die Sehnsucht nach der Heimat, nach den glückseligen Augenblicken, die ich nicht zu schätzen gewusst. — Was mir früher gross erschien, erscheint mir heute gewöhnlich, was früher gewöhnlich, heute unmöglich, zu gross, zu hoch. Die Menschen hier sind mir fremd; sie sind gut, doch gut aus Gewohnheit; sie tun alles zu ordentlich, zu simpel, zu mittelmässig. Mittelmässigkeit kann ich nicht einmal riechen. — Seltsam ist mir zu Mute, traurig, ich weiss mir keinen Rat. Warum bin ich allein?

Im Frühjahr 1831 in Wien ins Notizbuch eingetragen.

Botschaft an Konstanze

Hast Du den Brief abgegeben? Heute bedauere ich, dass ich ihn geschrieben. Ich habe dorthin einen Hoffnungsstrahl geworfen, obwohl ich nur Finsternis und Verzweiflung fühle. Vielleicht wird sie darüber spotten oder scherzen! — Vielleicht! — Solche Gedanken überfallen mich zu einer Zeit, wo in meinem Zimmer unsere alten Freunde ganz fröhlich diskutieren.

Auch ich lache, lache, und gerade während ich dies schreibe, quält meine Seele eine entsetzliche Ahnung. Es scheint mir, dass es nur ein Traum ist, eine Betäubung, und dass ich bei Euch bin und das nur träume, was ich höre. Diese Stimmen, die meiner Seele nicht vertraut sind, machen keinen anderen Eindruck auf mich als das Wagengerassel auf der Strasse oder irgendein anderes gleichgültiges Geräusch. Deine Stimme oder die von Titus würde mich aus dieser Betäubung und Gleichgültigkeit aufrütteln. Leben, sterben — heute ist das alles für mich einerlei!

Sage meinen Eltern, dass ich fröhlich bin, dass mir nicht das Geringste fehlt, dass ich mich prächtig amüsiere und nie allein bin. Dasselbe sage ihr (Konstanze Gladkowska), wenn sie spotten sollte. — Spottet sie aber nicht, so sag ihr, sie möge ruhig sein, mir ist hier alles gleichgültig.

Im Frühjahr 1831 aus Wien an Jan Matuszynski in Warschau.

Auf die Nachricht von der Eroberung Warschaus durch die Russen

Die Vorstädte zerstört, niedergebrannt! ... Moskau regiert die Welt! — O Gott, lebst Du noch? Du lebst, und rächst Dich nicht? — Sind es noch nicht genug der Verbrechen, die Moskau beging? — Oder — oder bist Du etwa selbst ein Moskowiter?

Mein armer, getreuester Vater hungert vielleicht; er hat vielleicht kein Geld, um sich und der Mutter Brot zu kaufen! Meine Schwestern sind vielleicht der Raserei entmenschter Moskauer Soldatenbrut erlegen! — O Vater, ist das der Trost für deine alten Tage! Mutter, arme, duldende Mutter! dazu hast du die Tochter überlebt, um es mit anzusehen, wie der Moskowiter ihr Grab verwüstet! ... Vielleicht habe ich überhaupt keine Mutter mehr! Vielleicht hat sie der Moskowiter gemordet! — Vergebens wehren sich die Schwestern; verzweifelt weiss sich der Vater keinen Rat!

Und ich hier zu Tatenlosigkeit verdammt! Und ich hier mit leeren Händen! Manchmal stöhne ich nur; erdrückt vom Schmerz, verzweifle ich am Klavier!

Am 8. September 1831 in Stuttgart ins Notizbuch eingetragen.

Monolog des Einsamen

Dieses Bett, zu dem ich jetzt schreite — vielleicht lag schon so manche Leiche darauf, lag dort lange,

und mich schaudert heute nicht davor. — Ist denn eine Leiche schlechter als ich? Auch eine Leiche weiss nichts von ihrem Vater, von der Mutter, von den Schwestern, von Titus, auch eine Leiche hat keine Geliebte, kann nicht mit denen, die sie umgeben, in ihrer Sprache sprechen. — Blass ist sie, wie ich, kalt, wie ich jetzt allem gegenüber. — Von den Türmen Stuttgarts schlagen die Uhren die nächtliche Stunde. Wieviel Menschen in der Welt sind in diesem Augenblick zu Leichen geworden? Mütter haben ihre Kinder, Kinder ihre Mütter verloren. — Wieviel Trauer in diesem Augenblick über den Tod! Und wieviel Trost! Gute und böse Leichen — Tugend und Verbrechen sind eins, Schwestern im Tod. Man sieht also, dass der Tod das beste der Werke der Menschen ist. — Und was ist das schlechteste? — Die Geburt, als wahrer Gegensatz des Todes. Ich habe also allen Grund, zu zürnen, dass ich zur Welt gekommen bin. — Wem bringt mein Dasein Nutzen? — Unnütz bin ich den Menschen! ...

Vater! Mutter! Wo seid Ihr? Vielleicht tot? — Vielleicht hat der Moskowiter mir einen Streich gespielt? — Oh, warte nur! — Warte! — Doch die Tränen? so lange sind sie nicht geflossen? — Oh, lange, lange konnte ich nicht mehr weinen! Wie wohl fühle ich mich — wie wehmütig! — Wohl und wehmütig? Wenn wehmütig, dann nicht wohl! Und doch angenehm. Merkwürdiger Zustand! — Doch auch eine Leiche fühlt sich so: wohl und zugleich nicht wohl.

Sie geht in ein glücklicheres Leben ein und fühlt sich wohl; sie bedauert, das alte Leben verlassen zu müssen und ist wehmütig. Sie muss sich so fühlen, wie ich, als ich zu weinen aufgehört. Offenbar war es ein momentanes Absterben meiner Gefühle: einen Augenblick war ich für mein Herz tot, oder vielmehr, mein Herz war für mich einen Augenblick tot. Oh, warum nicht für immer! — Vielleicht wäre es erträglicher. — Allein! Allein! — Mein Elend lässt sich nicht beschreiben, kaum kann das Gefühl es ertragen ...

Am 8. September 1831 in Stuttgart ins Notizbuch eingetragen.

«Unter Blumen eingesenkte Kanonen»

Chopin trat nicht mit einer Orchesterarmee auf, wie Grossgenies tun; er besitzt nur eine kleine Kohorte, aber sie gehört ihm ganz eigen bis auf den letzten Helden. — Seinen Unterricht aber hatte er bei den ersten erhalten: bei Beethoven, Schubert, Field. Wollen wir annehmen, der erste bildete seinen Geist in Kühnheit, der andere sein Herz in Zartheit, der dritte seine Hand in Fertigkeit. — Also stand er ausgestattet mit tiefen Kenntnissen seiner Kunst, im Bewusstsein seiner Kraft vollauf gerüstet mit Mut, als im Jahre 1830 die grosse Völkerstimme im Westen sich erhob. Hunderte von Jünglingen warteten des Augenblicks: aber Chopin war der ersten einer auf dem Wall oben, hinter dem eine feige Restauration, ein

zwergiges Philisterium im Schlafe lag. Wie fielen da die Schläge rechts und links! Und die Philister wachten erbost auf und schrien: «Seht die Frechen!» — Andere aber im Rücken der Angreifenden: «Des herrlichen Mutes!»

Dazu aber und zum günstigen Aufeinandertreffen der Zeit und der Verhältnisse tat das Schicksal noch etwas, Chopin vor allen andern kenntlich und interessant zu machen: eine starke, originelle Nationalität, und zwar die polnische. Und wie diese jetzt in schwarzen Trauergewändern geht, so ergreift sie uns am sinnenden Künstler noch heftiger. Heil ihm, dass ihm das neutrale Deutschland nicht im ersten Augenblick zu beifällig zusprach und dass ihn sein Genius gleich nach einer der Welthauptstädte entführte, wo er frei dichten und zürnen konnte. Denn wüsste der gewaltige, selbstherrschende Monarch im Norden (der Kaiser von Russland), wie in Chopins Werken, in den einfachen Weisen seiner Mazurkas, ihm ein gefährlicher Feind droht, er würde die Musik verbieten. Chopins Werke sind unter Blumen eingesenkte Kanonen.

Robert Schumann im Jahre 1835 in der «Neuen Zeitschrift für Musik».

Erster Bericht aus Paris

Mich hat der Wind hierher verschlagen. Man atmet hier süss, — vielleicht seufzt man aber auch deshalb mehr, weil leichter. — Paris ist alles, was Du willst:

Du kannst Dich amüsieren, langweilen, lachen, weinen, alles tun, was Du willst, und keiner sieht Dich an, weil hier Tausende dasselbe tun, wie Du, — und jeder geht seinen eigenen Weg. — Ich weiss nun wirklich nicht, ob es irgendwo mehr Pianisten gibt als in Paris, — ich weiss nicht, ob es irgendwo mehr Esel und mehr Virtuosen gibt als hier. — Du musst wissen, dass ich mit sehr geringen Rekommandationen hergekommen bin ... Denn erst in Stuttgart, wo mich die Nachricht von der Einnahme Warschaus ereilte, habe ich mich vollends entschlossen, mich in diese andere Welt zu begeben.

Am 12. Dezember 1831 aus Paris an Titus Woyciechowski in Poturzyn.

Ein gefährlicher Zukunftsplan

Meiner Ansicht nach ist — was das Bekanntwerden in der musikalischen Welt anbelangt — derjenige glücklich zu schätzen, der als Komponist und Interpret zugleich auftreten kann. Als Pianist bin ich in Deutschland schon da und dort bekannt; einige Musikzeitungen haben von meinen Konzerten berichtet und der Hoffnung Ausdruck gegeben, dass sie mich bald unter den ersten Klaviervirtuosen sehen werden (was mit anderen Worten heisst: Lerne noch, Knabe, dann werde ich dich zu einem grossen Herrn machen!). Heute bietet sich mir eine einzigartige Gele-

genheit, das «angeborene Versprechen» zu erfüllen; warum sollte ich sie also nicht ergreifen? — In Deutschland würde ich von niemandem Klavierunterricht nehmen, denn obwohl mancher gefühlt hat, dass mir noch irgendetwas mangelt, so wusste doch keiner, was; ich hingegen sah den Balken im eigenen Auge nicht, der mich heute hindert, aufwärts zu schauen. — Drei Jahre Lehrzeit sind viel; zu viel sogar (das hat Kalkbrenner selbst eingestanden, nachdem er mich genauer beobachtet hatte, was Ihnen ein Beweis dafür sein sollte, dass ein echter, verdientermassen berühmter Virtuose keinen Neid kennt). — Indessen würde ich auch auf die drei Jahre Lehrzeit eingehen, wenn ich auf diese Weise mein Können wirklich erheblich fördern könnte. Soviel weiss ich, dass aus mir keine Kopie von Kalkbrenner werden wird. Nichts wird imstande sein, mich in meinem vielleicht allzu kühnen, doch edlen Vorsatz, mir eine neue Welt zu bilden, irre zu machen. Und wenn ich bei Kalkbrenner arbeiten werde, so wird es nur deshalb geschehen, um umso fester auf eigenen Füssen zu stehen.

Am 14. Dezember 1831 aus Paris an seinen Lehrer Joseph Elsner in Warschau. — Friedrich Wilhelm Kalkbrenner, der seit 1824 in Paris als hochangesehener Virtuose und Pädagoge lebte, hatte Chopin den Vorschlag gemacht, ihn in dreijähriger Lehrzeit, während der er nicht konzertieren dürfe, zum grössten Klavierspieler der Gegenwart auszubilden. Auf Anraten seiner Warschauer Freunde und Angehörigen machte aber Chopin von diesem Vorschlag, mit dem sich Kalkbrenner wohl auch für eine Zeit eines lästigen Konkurrenten entledigen wollte, schliesslich keinen Gebrauch.

Nach dem ersten Pariser Jahr

Bei den hiesigen Künstlern geniesse ich Freundschaft und Achtung, obwohl ich erst ein Jahr unter ihnen weile. Ein Beweis dieser Achtung ist, dass mir hochangesehene Leute ihre Kompositionen dedizieren, ehe ich ihnen die meinen widme; so hat mir Pixis seine jüngsten Variationen für Militärorchester dediziert. Überdies werden über meine Themen Variationen komponiert; Kalkbrenner hat meine Mazurka (op. 7, Nr. 1) variiert. Schüler des Konservatoriums, Schüler von Moscheles, Herz und Kalkbrenner, mit einem Wort, fertige Künstler nehmen Unterricht bei mir und stellen meinen Namen neben Fields. Kurz: wäre ich noch dümmer, so würde ich meinen, ich sei auf dem Gipfel meiner Karriere angelangt. Ich weiss aber, wie viel mir noch zur Vollkommenheit fehlt, und zwar sehe ich es um so deutlicher, da ich mit ersten Künstlern nahen Umgang habe und weiss, was einem jeden fehlt... Heute soll ich fünf Stunden geben. Du glaubst gewiss, dass ich mir hier ein Vermögen verdienen werde? — Das Kabriolett und die weissen Handschuhe, ohne die man keinen bon ton hat, kosten mehr.

1832 aus Paris an seinen Jugendfreund Dominik Dziewanowski.

Zal

Eines Nachmittags waren wir nur zu Dreien beisammen. Chopin hatte lange gespielt, und eine der vornehmsten Frauen von Paris fühlte sich mehr und mehr von einer frommen Andacht überwältigt ... Von diesem Gefühl bewegt, fragte sie ihn, mit welchem Namen er die aussergewöhnliche Empfindung benenne, die er in seinen Kompositionen, gleich unbekannter Asche in kostbaren Alabaster-Urnen, verschliesse? — Die schönen Tränen, die so schöne Augen benetzten, besiegten Chopin, und er, der sonst die geheimen Regungen seines Innern misstrauisch in den glänzenden Schrein seiner Werke verschloss, erwiderte mit seltener Aufrichtigkeit, dass ihr Herz sich nicht über seine Schwermut täusche; denn ob er auch vorübergehend heiter erscheine, so sei er doch nie von einem Gefühle frei, das gewissermassen den Grund seines Empfindens bilde und für welches er nur in seiner eigenen Sprache Ausdruck finde, da keine andere ein analoges Wort besitze für das polnische «Zal»!

Er wiederholte es häufig, wie wenn sein Ohr gierig diesem Klang lausche, der für ihn die ganze von einer herben Wehklage erzeugte Skala der Gefühle von der Reue bis zum Hass — gesegnete oder giftige Früchte der selben bitteren Wurzel — umschloss.

Zal! Seltsames Wort von seltsamer Vieldeutigkeit und noch seltsamerer Philosophie! Verschiedenen Sinnes fähig, umfasst es alle Rührung und demütige Ergebung eines resignierten und klaglosen Schmerzes, wenn es als Substantiv direkt auf Tatsachen und Dinge angewandt wird. Sich sozusagen mit Sanftmut dem Gesetz einer göttlichen Schickung beugend, lässt es sich in diesem Falle als «untröstlicher Schmerz nach einem unwiederbringlichen Verlust» übersetzen. Sobald es jedoch auf den Menschen angewandt und in seiner Beziehung indirekt wird, es zugleich auch die Bedeutung einer Präposition annimmt, ändert sich sein Sinn, und weder in den romanischen noch in den germanischen Sprachen findet sich ein Synonym. Von erhabenerer, edlerer, umfassenderer Bedeutung als das Wort «grief», drückt es das Gären des Hasses aus, die Drohung, die unversöhnlich im Innern grollt, sei es auf Wiedervergeltung lauernd, oder sich von unfruchtbarer Bitterkeit nährend.

In Wahrheit: dies Zal färbt alle Arbeiten Chopins mit einem bald milden, bald glühenden Widerschein. Es spricht selbst aus seinen süssesten Träumereien.

Aus der Chopin-Studie von Franz Liszt in der Nachdichtung von La Mara vom Jahre 1880.

Letztes Zusammensein mit den Eltern

Unsere Freude ist unbeschreiblich. Wir umarmen uns immer wieder — was kann man denn auch anderes tun! Schade, dass wir nicht alle beisammen sind! — Wie ist doch Gott uns gnädig! Was ich schreibe, hat keinen Zusammenhang; heute soll man lieber an nichts denken und nur das Glück geniessen, das man erlebt hat. Das ist das einzige, was ich heute habe. Die Eltern sind sich ganz gleich geblieben, ganz gleich. Ich finde sie nur etwas gealtert. Wir gehen zusammen spazieren, führen Mütterchen am Arm, sprechen von Euch, ahmen die schlimmen Neffen nach, erzählen uns, wie oft eins des andern gedachte. Wir trinken und speisen zusammen, kajolieren und schelten einander. — Ich bin au comble de mon bonheur. — Die gleichen Gewohnheiten, die gleichen Bewegungen, wie in meiner Kindheit; die gleichen Hände, die ich so lange nicht mehr geküsst. — Nun seid umarmt, meine Kinder, und verzeiht, dass ich heute meine Gedanken nicht sammeln und über etwas anderes schreiben kann als über dies: dass wir in diesem Augenblick so glücklich sind, dass ich stets nur die Hoffnung hegte und heute die Verwirklichung dieses Glückes, Glückes und Glückes erlebe. — Vor Freude erdrücke ich Euch mitsamt den Schwägern als meine Liebsten in dieser Welt.

Am 16. August 1835 aus Karlsbad an seine beiden Schwestern nach Warschau.

Der Bräutigam von Maria Wodzinska

Chopin ist nach Deutschland gegangen, um Polen zu finden. Und noch einmal streckt er die Hand nach dem Vaterland aus: er möchte sich die Lebensgefährtin aus der Heimat holen. Die neunzehnjährige Maria Wodzinska, mit der er einst als Kind in Warschau Verstecken gespielt, der er als seiner schätzenswerten Kollegin im Komponieren einen kleinen Walzer geschickt, deren Thema ihn zu Phantasien begeistert hat: sie ist die Erwählte.

Im Sommer 1835 beginnt in Dresden das Liebesspiel. Der liebenswürdige, schalkhafte, zärtliche, anmutige Chopin wird nach polnischer Art gehätschelt; er erobert anscheinend die junge Komtesse; überreicht ihr das Manuskript des As-Dur-Walzers (op. 69, Nr. 1, der sogenannte «Abschiedswalzer»); und hat, wie die alte Gräfin schreibt, nach seiner Abreise eine fühlbare Lücke zurückgelassen; denn er ist ihr «vierter Sohn Friedrich».

1836 spinnt sich das Liebesspiel weiter. Marienbad. Die Dämmerstunde, die Stunde, in der die Inspiration am liebsten sich auf ihn herabsenkt, in der die Ideen ungerufen erwachen, ist auch jene, in der sich die Herzen zu finden scheinen. Er erhält ihr Jawort. Die Mutter hört's und willigt ein, fordert aber Schweigen.

Die Dämmerstunde, die den Glücklichen in der Erinnerung heimsucht, wird der alten Gräfin später peinlich. Die Gesundheit Chopins scheint ihr erschüttert.

Sie empfiehlt ihm Kuren und ausgiebige Nachtruhe. Maria sendet warme Pantoffeln nach Paris. Nur mehr als flüchtige Grüsse, als unverbindliche Verbindlichkeiten; nach seiner Musik fragt sie nicht. — Er ist viel dringlicher, viel ernster, viel begeisterter; er porträtiert sie in seiner Etüde in f-moll (op. 25, Nr. 2) und widmet ihr seine Nocturne in cis-moll (op. 27, Nr. 1).

Ist es wahr, dass sie — wie ein Biograph wissen will — bald darauf in Genf mit dem polnischen Dichter Slowacki, einem halben Doppelgänger Chopins, andere Liebesfreuden kostete? — Der Graf Friedrich Skarbek war noch glücklicher: sie heiratete ihn. Die Ehe wurde aber bald wieder geschieden. Sie heiratete dann noch ein zweites Mal. — Genug: Chopin, der in Polen die Gefährtin seines Daseins suchte, der sie mit dem ganzen Reichtum seines Herzens beschenken wollte, war an eine falsche Katze geraten.

Unter der Aufschrift «Mein Unglück» fasste er selbst das Bündel der Briefe Marias zusammen, das — zusammen mit einer Rose, die sie ihm in Dresden gegeben hatte — in seinem Nachlass gefunden wurde.

Nach der Chopin-Biographie von Adolf Weissmann, Berlin 1912.

Eusebius über die Etüden op. 25

Wie dürfte denn dieser in unserm Museum fehlen, auf den wir so oft schon gedeutet wie auf einen seltenen Stern in später Nachtstunde! Wohin seine Bahn geht und führt, wie lange, wie glänzend noch, wer weiss es? So oft er sich aber zeigte, war's dasselbe tiefdunkle Glühen, derselbe Kern des Lichts, dieselbe Schärfe, dass ihn hätte ein Kind herausfinden müssen.

Bei diesen Etüden kommt mir noch zu statten, dass ich sie meist von Chopin selbst gehört, und «sehr à la Chopin spielt er selbige», flüsterte mir Florestan dabei ins Ohr. Denke man sich, eine Äolsharfe hätte alle Tonleitern, und es würfe diese die Hand eines Künstlers in allerhand phantastischen Verzierungen durcheinander, doch so, dass immer ein tieferer Grundton und eine weich fortsingende höhere Stimme hörbar — und man hat ungefähr ein Bild seines Spieles.

Kein Wunder aber, dass uns gerade die Stücke die liebsten geworden, die wir von ihm gehört, und so sei denn vor allem die erste in As-Dur erwähnt, mehr ein Gedicht als eine Etüde. Man irrt aber, wenn man meint, er hätte da jede der kleinen Noten deutlich hören lassen; es war mehr ein Wogen des As-Dur-Akkordes, vom Pedal hier und da von neuem in die Höhe gehoben: aber durch die Harmonien hindurch vernahm man in grossen Tönen Melodie, wundersame, und nur in der Mitte trat einmal neben jenem Haupt-

gesang auch eine Tenorstimme aus den Akkorden deutlicher hervor. Nach der Etüde wird's einem wie nach einem sel'gen Bild, im Traum gesehen, das man, schon halbwach, noch einmal erhaschen möchte; reden liess sich wenig darüber und loben gar nicht.

Er kam alsbald zur andern in f-moll, die zweite im Heft, ebenfalls eine, in der sich einem seine Eigentümlichkeit unvergesslich einprägt, so reizend, träumerisch und leise, etwa wie das Singen eines Kindes im Schlafe. — Wiederum schön, aber weniger neu im Charakter als in der Figur, folgt die in F-Dur; hier galt es mehr, die Bravour zu zeigen, die liebenswürdigste, und wir mussten den Meister sehr darum rühmen... Doch wozu die beschreibenden Worte! Sind doch sämtliche Etüden Zeichen der kühnen, ihm innewohnenden Schöpferkraft, wahrhafte Dichtergebilde...

Robert Schumann 1837 in der «Neuen Zeitschrift für Musik».

Das Chopin-Bild Heinrich Heines

Chopin glänzt nicht bloss als Virtuose durch technische Vollendung, sondern leistet auch als Komponist das Höchste. Das ist ein Mensch vom ersten Range. Er ist der Liebling jener Elite, die in der Musik die höchsten Geistesgenüsse sucht. Sein Ruhm ist aristokratischer Art, er ist parfümiert von den Lobsprüchen

der guten Gesellschaft, er ist vornehm, wie seine Person...

Ja, dem Chopin muss man Genie zusprechen, in der vollen Bedeutung des Wortes; er ist nicht bloss Virtuose, er ist auch Poet: er kann uns die Poesie, die in seiner Seele lebt, zur Anschauung bringen; er ist Tondichter, und nichts gleicht dem Genuss, den er uns verschafft, wenn er am Klavier sitzt und improvisiert. Er ist alsdann weder Pole, noch Franzose, noch Deutscher; er verrät dann einen weit höheren Ursprung: man merkt alsdann, er stammt aus dem Lande Mozarts, Raffaels, Goethes.

Heinrich Heine im Mai 1837 in «Über die französische Bühne. Vertraute Briefe an August Lewald.»

Tempo rubato

Chopin gab in seinem Spiel in bezaubernder Weise jenes Schwanken wieder, indem er die Melodie sich stets wellenförmig bewegen liess, wie einen von einer mächtigen Woge getragenen Kahn. In seinen Werken bezeichnete er diese Spielweise, die seinem Musizieren ein so besonderes Gepräge gab, anfangs mit dem Worte «Tempo rubato»: unbestimmtes, wechselndes Tempo, geschmeidiges Zeitmass, wild und schmachtend zugleich, flackernd wie die Flamme unter dem Hauch, der sie bewegt.

In seinen späteren Veröffentlichungen liess er jene

Bezeichnung weg, weil er überzeugt war, dass ein intelligenter Spieler diese Regelhaftigkeit des Unregelmässigen unmöglich übersehen könne. Auch müssen alle seine Werke in jener zwischen Leidenschaftlichkeit und Gemessenheit das Gleichgewicht haltenden Art gespielt werden, deren Geheimnis schwer zu erfassen ist, wenn man sie nicht oftmals von ihm selbst vorgetragen gehört hat. Es schien ihm daran gelegen zu sein, diese Art seine zahlreichen Schüler zu lehren, besonders seine Landsleute, denen er die Methode seiner Interpretation vor allen anderen beibringen wollte.

Franz Liszt in seiner Chopin-Studie vom Jahre 1851.

Bekanntschaft mit George Sand

George Sand, deren Neugier teils durch Chopins Kompositionen, teils durch Berichte über ihn erregt war, äusserte gegen Liszt den Wunsch, die Bekanntschaft seines Freundes zu machen. Liszt sprach darauf mit Chopin; dieser hatte aber keine Neigung, mit ihr zu verkehren; er behauptete, er möge schriftstellernde Frauen nicht und verstehe nicht, mit ihnen umzugehen. — George Sand indessen erinnerte Liszt wiederholt an sein Versprechen, sie mit Chopin bekannt zu machen. — Eines Morgens zu Anfang des Jahres 1837 besuchte Liszt seinen Freund und fand ihn in bester Stimmung, da er gerade einige Kompositionen vollendet hatte. Da Chopin begierig war, Liszt dieselben

vorzuspielen, verabredete man für den Abend ein Zusammentreffen bei Chopin in kleinem Kreise. Dies schien Liszt eine vortreffliche Gelegenheit, sein George Sand gegebenes Versprechen zu erfüllen. Ohne Chopin vorher etwas davon gesagt zu haben, brachte er sie und die Gräfin d'Agoult am Abend mit.

Nach einer mündlichen Mitteilung von Franz Liszt an den Chopin-Biographen Friedrich Niecks. — Unter den zahlreichen, zum Teil sehr phantastischen Darstellungen des Beginns der Bekanntschaft zwischen Chopin und George Sand erscheint die obige als die zuverlässigste, wobei allerdings nicht feststeht, ob Liszt von der allerersten Begegnung zwischen den beiden spricht.

Erste Botschaft aus Mallorca

Ich bin in Palma, unter Palmen, Zedern, Kakteen, Oliven, Orangen, Zitronen, Aloen, Feigen, Granatapfelbäumen usw., was sonst nur der «Jardin des Plantes» dank seiner Öfen besitzt. Der Himmel — wie ein Türkis, das Meer — wie Lasur, die Berge — wie Smaragde. Und die Luft — wie im Paradies! Tagsüber Sonne; alle gehen in Sommerkleidern, so heiss ist es. Nachts hört man die ganze Zeit Gitarren und Gesang. Gewaltige Balkone, mit Weinreben überdeckt; maurische Bauwerke. Alles, auch die Stadt, sieht afrikanisch aus. Mit einem Wort: ein wunderbares Leben!

Mein Lieber! gehe doch zu Pleyel, denn das Klavier ist noch nicht angekommen. Auf welchem Wege

haben sie es wohl geschickt? — Die Präludien bekommst Du bald. — Wahrscheinlich werde ich demnächst in einem wunderbaren Kloster leben, in der herrlichsten Lage, die man sich in der Welt nur denken kann: Meer, Berge, Palmen, ein Friedhof, eine Kreuzritterkirche, Ruinen von Moscheen, tausendjährige Olivenbäume! — Ach, mein Lieber!, jetzt geniesse ich das Leben wieder etwas mehr. — Ich bin in der Nähe des Allerschönsten. Ich bin besser geworden.

Am 14. November 1838 aus Palma auf Mallorca an Julian Fontana in Paris.

Krankheit

Während der letzten zwei Wochen war ich krank wie ein Hund: trotz 18 Grad Wärme, Rosen, Orangen, Palmen und Feigen habe ich mich erkältet. Drei Ärzte, die berühmtesten der ganzen Insel: der eine beroch das, was ich ausspuckte; der zweite klopfte da, von wo aus ich gespuckt hatte; der dritte tastete und horchte, während ich spuckte. Der eine sagte, dass ich krepieren werde; der zweite, dass ich krepiere; der dritte, dass ich schon krepiert sei. Ich aber befinde mich heute wie immer... Nur mit Mühe habe ich mich der Aderlässe, Schröpfköpfe und ziehenden Pflaster erwehren können, und dank der Vorsehung fühle ich mich heute wie gewöhnlich. Das Ganze hat aber

Einfluss auf die Präludien, die Du nun, Gott weiss wann, erhalten wirst.

Am 3. Dezember 1838 aus Palma an Julian Fontana in Paris.

Ohne Klavier

Erst heute erhielt ich die Nachricht, dass das Klavier am 1. Dezember in Marseille auf ein Kauffahrteischiff verladen worden ist. Ich hoffe, dass es im Hafen überwintern wird, denn hier rührt sich während der Regenzeit niemand. Zu meiner besonderen Freude werde ich es also erst kurz vor meiner Abreise erhalten und werde dann, ausser 500 Francs Zoll, noch das Vergnügen haben, es selbst wieder einpacken zu müssen. Inzwischen schlafen meine Manuskripte; aber ich selbst, ich kann nicht schlafen; ich huste nur und erwarte, mit Pflastern bedeckt, sehnsüchtig den Frühling oder etwas anderes. — Morgen reise ich nach dem herrlichen Kloster Valdemosa. Dann werde ich in der Zelle eines alten Mönches schreiben, der vielleicht in seiner Seele mehr Feuer barg als ich, und es dennoch dämpfte und erstickte, weil er es nicht gebrauchen konnte.

Am 14. Dezember 1838 aus Palma an Julian Fontana in Paris.

In Valdemosa

Zwischen Fels und Meer, in einem riesigen, verlassenen Karthäuserkloster! Da kannst Du Dir mich vorstellen: in einer Zelle mit einer Tür, grösser als in Paris die Haustore, unfrisiert, ohne weisse Handschuhe, blass wie immer. Die Zelle hat die Form eines hohen Sarges; die gewaltige Wölbung ist verstaubt; das Fenster ist sehr klein; vor dem Fenster gibt es Orangen, Palmen und Zypressen; dem Fenster gegenüber ist auf Gurten mein Lager, unter einer maurischen Filigranrosette. Neben dem Bett steht ein alter, viereckiger Klapptisch, den man gar nicht anrühren darf und den ich daher kaum zum Schreiben benützen kann. Darauf ein Leuchter aus Blei (hier ein grosser Luxus!) mit einer Kerze, dann Bachs Werke, mein Gekritzel und fremdes Gerümpel. Eine Stille — man kann schreien — die Stille bleibt. Kurz, ich schreibe Dir von einem gar seltsamen Ort...

Seit acht Tagen wartet das Klavier im Hafen auf das, was die Douane zu ihm sagen wird. Sie wird gewiss ganze Berge von Gold dafür haben wollen, so eine Schweinerei! — Die Natur ist hier wohltätig; aber die Menschen sind Diebe, weil sie nie einen Fremden zu sehen bekommen und daher nicht wissen, wieviel sie für irgendetwas verlangen sollen. Die Orangen sind umsonst, und ein Hosenknopf kostet eine phantastische Summe. — Dies alles ist aber nur eine Kleinigkeit in anbetracht dieses Himmels, dieser Poesie,

die hier allem entströmt, dieser Farbenpracht des wunderbarsten Ortes, die kein Menschenauge je erblickt. Wohl noch nie hat jemand die Adler verjagt, die täglich über unseren Häuptern kreisen.

Am 28. Dezember 1838 aus Valdemosa an Julian Fontana in Paris.

Das «Regentropfen-Präludium»
(op. 28, Nr. 15, Des-Dur)

Unter den Präludien ist eines, das er während eines trostlosen Regenabends ersann, ein Stück, das die Seele aufs tiefste herabstimmt. Maurice (der Sohn von George Sand) und ich hatte Chopin an diesem Tage verlassen, als er sich leidlich wohlbefand, um in Palma einige zu unserer Einrichtung nötigen Dinge einzukaufen. Inzwischen hatte es sehr stark geregnet; die Bäche waren aus ihren Ufern getreten. Wir hatten auf der Rückfahrt für drei Meilen sechs Stunden gebraucht und waren schliesslich mitten in die Überschwemmung hineingeraten. Der Kutscher hatte uns im Stich gelassen. Spät nachts kamen wir, nach Überwindung schwerer Gefahren, ohne Schuhe in Valdemosa an. Wir hatten uns sehr beeilt, da wir an die Unruhe unseres Patienten dachten. Diese war in der Tat sehr gross gewesen; aber sie war gewissermassen erstarrt und in eine Art ruhiger Verzweiflung übergegangen. Er spielte weinend sein wunderbares Präludium. Bei

unserem Anblick fuhr er mit einem lauten Schrei in die Höhe; dann sagte er mit wilder Miene: «Ach, ich wusste es wohl, dass Ihr tot seid!»

Nachdem er wieder bei Sinnen war und den Zustand bemerkt hatte, in dem wir uns befanden, wurde ihm beim Rückblick auf die von uns überstandenen Gefahren ganz übel. Später gestand er mir, dass er dies alles in einer Art Traum gesehen habe, während er auf uns wartete; er sei aber unfähig gewesen, diesen Traum von der Wirklichkeit zu unterscheiden; er habe sich durch Klavierspiel beruhigt und gleichsam eingeschläfert, wobei er überzeugt war, er sei gestorben. Er hatte geglaubt, er sei in einem See ertrunken und schwere, eisige Wassertropfen seien ihm in gleichmässigem Rhythmus auf die Brust gefallen. Als ich ihn aber auf das Geräusch der Wassertropfen aufmerksam machte, die in der Tat in gleichmässigem Rhythmus vom Dache fielen, leugnete er, sie gehört zu haben. — Er wurde sogar verdriesslich, als ich von nachahmender Musik sprach, denn er war mit Recht gegen die Kinderei derartiger musikalischer Nachahmungen. Sein Genie war erfüllt von geheimnisvollen Harmonien der Natur, die er durch ebenso erhabene Tongedanken, nicht aber durch sklavische Nachahmung von Naturlauten zur Erscheinung brachte. Das Präludium, das er an jenem Abend komponiert hatte, war wohl voll der Regentropfen, die auf den Ziegeln des alten Klosters widerhallten; in seiner Phantasie und in seiner Musik hatten sich diese Tropfen aber in Tränen verwandelt, die vom Himmel herab in sein Herz fielen.

George Sand in «Histoire de ma vie».

Eine Widmung

Die Antwort auf Deinen so lieben und aufrichtigen Brief erhältst Du in der zweiten Polonaise. — Es ist nicht meine Schuld, dass ich wie ein dem Champignon ähnlicher Pilz bin, der den vergiftet, der ihn ausgräbt und kostet, weil er ihn verkennt. — Ich weiss, dass ich nie jemandem von Nutzen gewesen bin — doch auch mir selbst nicht viel.

Am 7. März 1839 aus Marseille an Julian Fontana in Paris. Die hier erwähnte Polonaise ist die zweite der beiden Polonaisen op. 40, die Chopin Fontana widmete.

Trauermarsch in b-moll

«Dies konnte nur ein Pole schreiben!», hörten wir einmal jemanden zu einem seiner jungen Landsleute sagen. — In der Tat: Alles, was der Trauerzug eines seinen eigenen Tod beweinenden Volkes Feierliches und Herzzerreissendes an sich haben kann, tönt in dem Totengeläute wider, das hier mitzuschwingen scheint. Das volle Gefühl mystischer Hoffnung, gläubigen Anrufs einer übermenschlichen Barmherzigkeit,

einer unendlichen Milde und einer Gerechtigkeit, die jedes Grab und jede Wiege berücksichtigt, die ganze verzückte Entsagung, die erleuchtet ist von mit dem Heldenmut der christlichen Märtyrer ertragenen Schmerzen und Schicksalsschlägen erklingt in dem Gesange, dessen Flehen Verzweiflung atmet.

Was es an Reinstem, Heiligstem, Entsagungsvollstem, Gläubigstem und Hoffnungsreichstem gibt im Herzen der Frauen, Kinder und Priester, ertönt, erzittert und erbebt darin in unsagbaren Schwingungen. Man fühlt, dass es nicht der Tod eines einzigen Helden ist, den man beweint, einen Tod, den zu rächen noch andere Helden zurückgeblieben sind; man fühlt, dass eine ganze Generation von Helden zu Grabe gegangen ist, hinter sich nur Frauen, Kinder und Priester zurücklassend. Dieser so trauervolle und klagende Gesang ist dennoch von einer so eindringlichen Süsse, die nicht mehr von dieser Erde zu kommen scheint. Diese Töne, die wie gedämpft erscheinen durch die grosse Ferne, aus der sie zu uns dringen, zwingen zu höchster Andacht, als ob sie von den Engeln selbst gesungen würden und schon im Himmel wogten, nahe bei Gottes Thron.

Franz Liszt in seiner Chopin-Studie vom Jahre 1851.

George Sand über Chopins Schaffensweise

Sein Schaffen war spontan, staunenerregend. Die Gedanken kamen ihm ungesucht, unerwartet; manchmal ganz plötzlich am Klavier, vollständig und erhaben; oder es sang in ihm während eines Spazierganges und er musste sich beeilen, nach Hause zu kommen, um die Ideen auf dem Klavier zu fixieren. — Dann aber begann die peinlichste Arbeit, die ich jemals gesehen habe: Da war kein Ende mit ungeduldigem oder zögerndem Versuchen, gewisse Einzelheiten so festzuhalten, wie er sie innerlich gehört hatte. Was er als Ganzes konzipiert hatte, analysierte er nun beim Niederschreiben voll Angst, und sein Bedauern, dass er nicht alles so, wie er es wünschte, zu Papier bringen konnte, stürzte ihn in einen Zustand der Verzweiflung. Dann schloss er sich ganze Tage lang in seinem Zimmer ein, weinte, lief auf und ab, zerbrach die Federn, änderte einen Takt hunderte Male, schrieb ihn ebenso oft in der alten Form wieder auf, die er hernach wieder durchstrich. Am nächsten Morgen setzte er dann das Werk mit der gleichen ängstlichen und verzweifelten Beharrlichkeit fort. Er arbeitete oft sechs Wochen an einer Seite, um ihr schliesslich als endgültige Fassung jene zu geben, die er schon im ersten Entwurf skizziert hatte.

George Sand in «Histoire de ma vie».

Im Pariser Haushalt von George Sand

Zu Anfang des Jahres 1840 begann Chopin wieder beängstigend zu husten. Ich sah mich gezwungen, entweder meine Entlassung als Krankenwärterin zu begehren, oder meine Zeit mit unendlichem Hin- und Herlaufen zu verbringen. Um mir dies zu ersparen, kam er jeden Tag zu mir und versicherte mit eingefallenem Gesicht und mit matter Stimme, dass er sich ausgezeichnet befinde. Er fragte, ob er mit uns speisen könne und verliess uns am Abend wieder, in seinem Mietwagen vor Kälte zitternd. — Da ich sah, wie nahe es ihm ging, von unserem Familienleben ausgeschlossen zu sein, bot ich ihm an, ihm einen der Pavillons (in der Rue Pigalle Nr. 16), von dem ich einen Teil entbehren konnte, zu vermieten. Er nahm dieses Anerbieten mit Freuden an und wohnte, empfing und unterrichtete dort, ohne mich zu genieren. Maurice hatte die Wohnung über der seinigen, und ich bewohnte mit meiner Tochter Solange den anderen Pavillon.

George Sand in «Histoire de ma vie».

Echo-Wirkungen im Park von Schloss Nohant

In der Mitte des Parks war eine Terrasse, die das ganze Tal dominierte. Der Ort war berühmt durch das wunderbare Echo, das jedes Wort drei- bis viermal in vollkommener Deutlichkeit wiederholte. —

Eines Abends kam jemand mit dem Gedanken, ein Klavier an diese Stelle zu bringen und von dem Echo einige Fragmente romantischer Musik wiederholen zu lassen.

Diese Idee wurde mit grossem Beifall aufgenommen und das prachtvolle Erard'sche Instrument auf die Terrasse gebracht. Es war eine milde Juni-Nacht (im Jahre 1843); der Mond zeigte sich nicht, aber der Himmel war mit unzähligen Sternen besät, deren Leuchten den Mondesglanz ersetzte; die Luft war klar und ruhig. Das Klavier wurde gegen das Tal zu geöffnet, und Liszt spielte zuerst mit seinem energischen Anschlag den Jägerchor aus «Euryanthe». Natürlich hielt er am Ende jeder Phrase inne, um die Antwort des Echos abzuwarten. Von Beginn an wurden wir alle von einem Schauer der Begeisterung ergriffen; es war in diesem Spiel mit dem Widerhall, den die Natur hier für die Kunst hatte, eine hohe, unbeschreibliche Poesie! ...

Nach dieser, mit grosser Kunst ausgeführten Einleitung nahm Chopin die Stelle von Liszt ein und liess auf sein Gebot das Echo singen und klagen. Er komponierte damals ein Impromptu und spielte zum ersten Male Bruchstücke aus demselben. Diese durchsichtige, den Klängen der Äolsharfe ähnliche Musik brachte Chopin ausser sich. Er verlängerte weit mehr als Liszt seine Unterhaltung mit den Geistern des Tales; es war dies zwischen ihnen ein seltsames Gespräch, ein Geflüster und Gemurmel, das einem ma-

gischen Zaubergesange glich. Die Frau vom Hause (George Sand) musste ihn beinahe mit Gewalt von dem Instrumente fortziehen; er verfiel in eine fast fieberhafte Aufregung.

Nach einem Bericht von Charles Rollinat in der Pariser Zeitung «Le Temps». — Schloss Nohant in Berry gehörte George Sand. Sie pflegte dort mit ihren Kindern und zahlreichen Gästen den Sommer zu verbringen.

Der Bruch

Nach den letzten Rückfällen hatte sich das Gemüt des Kranken aufs äusserste verdüstert, und Maurice, der ihn bis dahin zärtlich geliebt hatte, wurde plötzlich wegen einer nichtigen Ursache von ihm verletzt. Sie versöhnten sich freilich gleich darnach, aber das Sandkorn war auf die ruhige Wasserfläche gefallen und nach und nach folgten die Kieselsteine, einer nach dem andern. — All dies wurde ertragen; aber eines Tages gab Maurice, der Nadelstiche müde, die Absicht kund, das Feld zu räumen. Das konnte und durfte nicht sein. — Chopin wollte sich mein berechtigtes und notwendiges Dazwischentreten nicht gefallen lassen; er neigte das Haupt und sagte, dass ich ihn nicht mehr liebe.

George Sand in «Histoire de ma vie». — Die obige Darstellung ist natürlich sehr subjektiv und deutet nur vage den wahren Grund des Zerwürfnisses an. Dieser ist in den Konflikten zu suchen, die im Hause von George Sand als Folge der Heirat ihrer Tochter Solange mit dem Bildhauer Jean-Baptiste Clésinger entstanden.

Ich glaube, dass auch Chopin sehr darunter leiden musste, dass man ihm nichts davon sagte und er sich daher weder von der Sache ein rechtes Bild machen noch irgendetwas anraten konnte. Allerdings ist es ganz unmöglich, seine Ratschläge in Dingen des wirklichen Lebens in Betracht zu ziehen. Er hat die Tatsachen nie richtig gesehen, noch hat er die menschliche Natur in irgendeiner Weise jemals verstanden. Seine Seele ist ganz Poesie und Musik, und er kann keinerlei Widerspruch gegen sein eigenes Denken ertragen. Abgesehen davon, würde auch ein Eingriff von ihm in meine Familienangelegenheiten für mich den Verlust jeder Autorität meinen Kindern gegenüber bedeuten.

Sprich mit ihm darüber und trachte, es ihm ganz allgemein beizubringen, dass er es unterlassen soll, sich mit den Angelegenheiten meiner Kinder zu beschäftigen ... Dies alles ist sehr schwierig und heikel, und ich weiss kein Mittel, um eine kranke Seele zu beruhigen und wiederaufzurichten, die durch alle Bemühungen, sie zu heilen, noch aufgeregter wird. Das Leiden, das dieses arme Wesen geistig und physisch zerfrisst, tötet mich schon seit langem. Ich sehe, dass er sich von mir zurückzieht und ich kann ihm nichts Gutes erweisen, weil die unruhige, eifersüchtige und argwöhnische Leidenschaft, die er für mich hegt, die Hauptursache seiner Traurigkeit ist.

Seit sieben Jahren lebe ich mit ihm und mit anderen wie eine Jungfrau ... Wenn irgendein Weib auf Erden ihm hätte unbedingtes Vertrauen einflössen können, so war ich es! Aber er hat dies niemals begriffen! Ich weiss wohl, dass viele Leute mich beschuldigen: die einen, dass ich ihn durch die Heftigkeit meiner sinnlichen Triebe zur Erschöpfung, die anderen, dass ich ihn durch meine Launenhaftigkeit zur Verzweiflung gebracht hätte. Ich glaube, Du weisst, was daran Wahres ist. Er aber, er beklagt sich mir gegenüber, ich hätte ihn dadurch zugrunde gerichtet, weil ich mich ihm entzog, während ich die Gewissheit habe, ich hätte ihn getötet, wenn ich anders gehandelt hätte.

Sieh, dies ist die Lage, in die mich diese traurige Freundschaft gebracht hat! Ich habe mich stets zu seiner Sklavin gemacht, wo ich es tun konnte, ohne durch seine Bevorzugung meinen Kindern gegenüber schuldig zu werden ...

George Sand am 12. Mai 1847 an Chopins Freund Graf Adalbert Grzymala.

«Auch die Zypressen haben ihre Kaprizen»

Jetzt grollt sie anscheinend mehr dem Schwiegersohne als der Tochter, und in dem berühmten Brief hat sie mir doch geschrieben, der Schwiegersohn sei nicht schlecht, nur die Tochter mache ihn schlecht.

Man könnte meinen, sie habe mit einem Schlage die Tochter und mich loswerden wollen, weil wir ihr unbequem waren. Mit der Tochter wird sie in Korrespondenz bleiben, also ihr Mutterherz, das Nachrichten über ihr Kind nicht ganz entbehren kann, einstweilen beruhigen und damit auch ihr Gewissen beschwichtigen. — Sie wird sich einbilden, dass sie gerecht sei, und mich als ihren Feind erklären, deshalb, weil ich angeblich für den Schwiegersohn Partei ergriffen (den sie nur deshalb nicht toleriert, weil er die Tochter geheiratet hat, während ich zuvor nach Kräften vor dieser Heirat gewarnt hatte).

Ein merkwürdiges Geschöpf, bei aller Klugheit! Irgendein Wahn hat sie gepackt: sie stiftet Unruhe im eigenen Leben und im Leben ihrer Tochter; mit dem Sohne wird es auch nicht gut ausgehen; das prophezeie und unterschreibe ich. — Sie möchte zu ihrer Entschuldigung gern etwas gegen diejenigen ausfindig machen, die ihr wohlwollten, die an sie glaubten und ihr nie etwas Böses taten, und die sie nur aus dem Grunde nicht um sich sehen kann, weil sie der Spiegel ihres Gewissens sind.

So hat sie mir denn auch kein Wort mehr geschrieben; so wird sie denn auch diesen Winter nicht nach Paris kommen; so hat sie denn auch zu der Tochter kein Wort von mir gesagt. — Ich bedaure es durchaus nicht, dass ich ihr die acht schwierigsten Jahre ihres Lebens habe ertragen helfen, die Zeit, in der die Tochter und der Sohn bei der Mutter heranwuchsen. —

Ich bedaure all das nicht, was ich hinunterschlucken musste; ich bedaure einzig und allein nur, dass sie die Tochter, diese sorgfältig behütete und vor so vielen Stürmen bewahrte Blume, mit der Mutterhand geknickt hat, durch Unverstand und Leichtfertigkeit, die man vielleicht einer zwanzigjährigen, niemals aber einer vierzigjährigen Frau verzeihen kann!

«Was war und nicht mehr ist, das wird nicht ins Register geschrieben!» — Frau Sand kann, wenn sie einmal zurückblicken wird, mir in ihrer Seele nichts anderes als ein gutes Andenken bewahren. Einstweilen befindet sie sich aber in dem wunderlichsten Paroxysmus einer Mutter, die die Rolle einer besseren und gerechteren Mutter spielt als sie in Wirklichkeit ist. Und das ist ein Fieber, gegen welches es für Menschen mit einer solchen Einbildungskraft kein Heilmittel gibt, noch dazu, wenn sie sich auf so schwankenden Boden begeben. Im übrigen gilt doch: «Auch die Zypressen haben ihre Kaprizen.»

Weihnachten 1847 aus Paris an seine Angehörigen in Warschau. Die beiden Zitate im letzten Absatz sind polnische Sprichworte.

Exklusivität seiner Kunst

Chopin wusste nur zu wohl, dass er nicht auf die Menge wirkte, dass sein Spiel die Massen nicht traf, die, gleich einem Meer von Blei, allen Feuern nachgeben, aber dennoch schwer zu bewegen sind und den mächtigen Arm eines Athleten erfordern, um in eine Form gegossen zu werden, in der das flüssige Metall mit einem Male Geist und Gefühl wird in der ihm aufgezwungenen Gestalt.

Chopin war sich bewusst, dass er nur in jenen leider wenig zahlreichen Kreisen vollkommen gewürdigt werden konnte, wo alle darauf vorbereitet waren, ihm überallhin zu folgen, wohin er sie führte, sich mit ihm in jene Sphären zu erheben, in die man nach der Vorstellung der Alten nur durch das Elfenbeintor der glücklichen Träume gelangt, das diamantene, in tausend buntfarbigen Feuern erstrahlende Pfeiler umgeben. — Es gewährte ihm Vergnügen, dieses Tor zu übersteigen, zu dem der Genius den geheimen Schlüssel bewahrt, und über dem sich eine Kuppel wölbt, in der alle Strahlen des Prismas mit einem jener täuschenden Lichter spielen, wie das des mexikanischen Opals, dessen kaleidoskopische Lichtzentren sich in einem Nebel verstecken, der sie wechselnd verhüllt und entschleiert. Durch dieses Tor öffnete er den Zugang in eine Welt, wo alles als holdes Wunder, ungeahnteste Überraschung, lebendig gewordener Traum erscheint. Aber man musste zu den Eingeweihten gehören, um diese Schwelle überschreiten zu können.

Chopin flüchtete sich gerne in diese Traumregionen, in die er nur auserlesene Freunde einführte.

Aus der Chopin-Studie von Franz Liszt in der Nachdichtung von La Mara vom Jahre 1880.

Er liess sich nicht zum Spielen drängen

Nur in einem kleinen Kreise von Hörern, wenn er ganz sicher wusste, dass man ihn zu hören wünschte, konnte er zum Spielen veranlasst werden. Und was für Empfindungen rief er dann wach! In welch glühende oder melancholische Träumereien goss er seine Seele!

Gewöhnlich liess er sich erst gegen Mitternacht ganz frei gehen, wenn die grossen Schmetterlinge des Salons davongeflattert waren, wenn die politischen Tagesfragen sattsam erörtert waren, wenn alle Klatschbasen ihre Geschichtchen auserzählt hatten, wenn alle Fallen gelegt und alle Hinterlistigkeiten erschöpft waren, wenn man der Prosa überdrüssig war: dann gehorchte er der stummen Bitte irgendeines schönen und geistvollen Augenpaares, dann wurde er zum Dichter und sang die ossianische Liebe der Helden seiner Traumwelt, ihre ritterlichen Freuden, den Kummer um das ferne Heimatland, sein geliebtes Polen, das immer zum Siegen bereit war und immer besiegt wurde. Aber ohne diese Vorbedingungen — dass er sie strenge erfüllt sehen wollte, dafür müssen ihm alle Künstler danken! — war es zwecklos, ihn zum Spielen zu drängen.

Ich erinnere mich eines schneidenden Wortes, das er eines Abends dem Herrn, bei dem er zum Dîner geladen war, an den Kopf warf. Kaum hatte man den Kaffee serviert, als der Hausherr an Chopin herantrat, und ihm vorhielt, dass die Gäste ihn noch nie gehört

hätten und hofften, er würde sich ans Klavier setzen. Chopin entschuldigte sich in einer Art, die keinen Zweifel darüber liess, dass er keine Lust zum Spielen hatte. Als aber der Gastgeber in beinahe beleidigender Weise auf seiner Bitte beharrte, da brach der Künstler den Disput kurz ab, indem er mit schwacher, gebrochener Stimme laut hustend sagte: «Ach, Verehrtester, — ich habe — so wenig gegessen.»

Héctor Berlioz am 27. Oktober 1849 im «Journal des Débats».

Scheu vor dem Publikum

Ich bin nicht dazu geschaffen, Konzerte zu geben. Das Publikum schüchtert mich ein; ich fühle mich erstickt von seinem heftigen Atem, gelähmt von seinen neugierigen Blicken, betäubt von den fremden Gesichtern. Sie aber, Sie sind zum Konzertieren geboren; denn wenn Sie das Publikum nicht gewinnen, dann verfügen Sie über die Mittel, es zu erschlagen.

Chopin zu einem befreundeten Klaviervirtuosen.

Vor dem letzten Pariser Konzert

Eines Morgens sind meine Freunde zu mir gekommen und haben mir gesagt, ich müsse ein Konzert geben; ich brauche mich um nichts zu kümmern und sollte mich nur niedersetzen und spielen. Seit einer

Woche sind alle Billette vergriffen, und jedes Billett kostete 20 Francs. Das Publikum lässt sich für das zweite Konzert vormerken (an das ich nicht denke!). Der Hof hat 40 Billette verlangt, und dabei haben die Zeitungen nur geschrieben, dass ich vielleicht ein Konzert geben werde. Von Brest und Nantes hat man sich an meinen Verleger gewandt, damit er Plätze bestelle. Dieses Empressement setzt mich in Verwunderung, und ich muss heute wenigstens zur Beruhigung meines Gewissens üben, weil es mir scheint, dass ich schlechter spiele denn je. — Ich werde (der Kuriosität halber) mit Franchomme und Alard ein Trio von Mozart spielen. Es wird keine Plakate und keine Freibillette geben. In dem bequem eingerichteten Salon können 300 Personen Platz finden. Pleyel scherzt immer über meine Dummheit und wird, um mich zum Konzert in Stimmung zu bringen, die Treppe mit Blumen schmükken. Ich werde wie bei mir zu Hause sein, und meine Augen werden fast nur bekannte Gesichter sehen.

Am 11. Februar 1848 aus Paris an seine Angehörigen in Warschau.

Letzte Begegnung mit George Sand

Gestern habe ich Frau Marliani besucht, und beim Fortgehen traf ich in der Vorzimmertüre mit Ihrer Mutter zusammen, die mit Lambert eintrat. Ich habe Ihrer Frau Mutter Guten Tag gesagt und mein nächstes Wort war die Frage, ob es schon lange her sei,

dass sie von Ihnen Nachrichten erhalten habe. «Vor einer Woche», antwortete sie. «Gestern, vorgestern hatten Sie keine Nachricht?» — «Nein.» «Dann will ich Ihnen also mitteilen, dass Sie Grossmutter geworden sind: Solange hat ein Töchterchen, und ich freue mich sehr, dass ich Ihnen dies als erster mitteilen kann.» Ich grüsste und stieg die Treppe hinab. — Combes begleitete mich, und da ich vergessen hatte, zu sagen, dass Sie sich wohl befinden, was doch für eine Mutter ganz besonders wichtig ist (jetzt werden Sie das leicht begreifen, Mutter Solange!), bat ich Combes, noch einmal hinaufzugehen, da ich selbst nicht hinaufklettern konnte, und zu sagen, dass Sie und das Kind sich wohl befinden. — Ich wartete unten auf Combes, jedoch Ihre Frau Mutter kam gleichzeitig mit ihm herab und erkundigte sich bei mir mit grossem Interesse nach Ihrem Befinden. Ich habe ihr geantwortet, dass Sie mir am Tage nach der Geburt Ihres Kindes mit Bleistift zwei Worte geschrieben, dass Sie sehr gelitten haben, dass jedoch der Anblick Ihres Töchterchens Sie alles vergessen liess. Sie hat mich gefragt, ob Ihr Gatte bei Ihnen gewesen sei. Ich habe geantwortet, dass mir die Adresse Ihres Briefes von seiner Hand geschrieben schien. Sie hat mich dann gefragt, wie ich mich befinde. Ich habe geantwortet, dass es mir gut gehe, und dann liess ich mir vom Portier die Türe öffnen. Ich grüsste und begab mich zu Fuss nach dem Square d'Orléans.

Am 5. März 1848 aus Paris an Solange Clésinger.

Die ersten Tage in London

Hier bin ich, nachdem ich unterwegs beinahe ertrunken wäre. Endlich habe ich ein Zimmer, schön und gross, in dem ich atmen und spielen kann, und wo mir heute sogar die Sonne zum ersten Mal ihren Besuch abgestattet hat. Heute Morgen atme ich etwas freier, doch die ganze letzte Woche habe ich mich gar nicht wohl gefühlt... Ich hatte hier einige langweilige Besuche. Meine Empfehlungsbriefe sind noch nicht abgegeben. Ich vertrödle meine Zeit, und das tut mir wohl.

Am 1. Mai 1848 aus London an Auguste Franchomme in Paris

Jenny Lind

Eben kehre ich aus dem Italienischen Theater zurück. Jenny Lind hat zum ersten Mal in diesem Jahre gesungen, und die Königin hat sich zum ersten Mal nach dem Chartisten-Aufstand dem Publikum gezeigt. Beide haben grossen Eindruck gemacht — auf mich auch noch der alte Wellington unterhalb der Loge der Königin, der dasass wie ein monarchistischer Hund in der Hütte unter seiner gekrönten Herrin. — Ich habe Jenny Lind kennengelernt. Sie hat mir mit ihrer Karte äusserst höflich den besten Sperrsitz zugeschickt. Ich sass gut, hörte also auch gut. Sie ist ein richtiger «Schwede»; kein gewöhnliches Licht, sondern ein Polarlicht. Sie machte in der «Somnambula» einen gewaltigen Eindruck. Sie singt rein und ausserordentlich sicher; ihr Piano ist so ebenmässig und glatt wie ein Haar.

Am 11. Mai 1848 aus London an Graf Adalbert Grzymala in Paris.

Kein Konzert mit Orchester

Man hat mir die Philharmonie für ein Konzert angeboten; ich will aber nicht, weil es mit Orchester ist. Ich war dort und habe meine Beobachtungen gemacht. Man muss dort Mozart, Beethoven oder Mendelssohn spielen, und obwohl mir die Direktoren sagten, dass dort auch schon meine Konzerte gespielt wurden, und zwar mit Erfolg, so tue ich es lieber nicht, denn es kann misslingen. Das Orchester ist wie ihr Roastbeef oder ihre Schildkrötensuppe: stark, kräftig, aber nur das. Alles, was ich geschrieben habe, ist aber noch keine Entschuldigung; nur die eine gilt: sie halten keine Proben, denn jedem ist jetzt die Zeit zu kostbar; es gibt nur eine einzige Probe, und die ist öffentlich.

Am 13. Mai 1848 aus London an Graf Adalbert Grzymala in Paris.

Könnte ich noch ganze Tage lang von Annas zu Kaiphas laufen, würde ich nicht seit einigen Tagen Blut spucken, wäre ich jünger, würde mir die Anhänglichkeit an das Frühere nicht so im Blute stecken, dann könnte ich vielleicht ein neues Leben beginnen. Vorausgesetzt, dass ich einen guten Diener hätte, der mich betreuen und Geld und Sachen nicht vergeuden würde. Meine Wohnung und die Kosten der Equipagen sind schuld, dass ich noch nichts zurücklegen kann. Dabei vergeudet mein Diener meine Zeit.

Meine lieben schottischen Damen bezeigen mir hier viel Freundschaft. Ich esse stets bei ihnen, wenn ich nicht in Gesellschaft bin. Doch sie sind gewohnt, in London den ganzen Tag umherzuschlendern oder mit Visitenkarten umherzufahren, und sie möchten, dass ich allen ihren Bekannten Besuche abstatte, und dabei lebe ich kaum noch. Wenn ich drei oder vier Stunden im Wagen herumgeschüttelt werde, so ist das so, als wäre ich von Paris nach Boulogne gefahren. Und hier sind solche Entfernungen!

Hier hat ein Ball für die Polen stattgefunden und ist gut gelungen. Obwohl ich ein Billett hatte, bin ich nicht hingegangen, weil ich keine Kraft mehr hatte. Vorher war ich noch bei Lady Kinlogh zum Dîner in höchst vornehmer Gesellschaft von Lords, Kanzlern und andern Teufeln mit Ordensbändern unter den Röcken. Ich wurde dort präsentiert, doch ich weiss

gar nicht wem, denn ich bin überhaupt nicht in London. Zwanzig Jahre in Polen, siebzehn in Paris — kein Wunder, dass ich mich hier nicht heimisch fühle, umso weniger, da ich ja die Sprache nicht kann.

Es wird nicht geplaudert, wenn ich spiele, und angeblich lobt man überall meine Musik. Aber meine kleinen Kollegen, die hier gewöhnlich missachtet werden, sind die Ursache, dass ich irgendwie als Amateur gelte, und binnen kurzem werde ich als Grandseigneur verschrien sein, weil ich saubere Schuhe habe und keine Karten bei mir trage mit der Aufschrift: «Erteilt Unterricht zuhause, spielt auf Wunsch in Gesellschaft, etc.» — Die alte Rothschild hat mich gefragt, wieviel ich koste, weil irgendeine Dame, die mich gehört hat, sie darum gebeten hatte. Da die Sutherland mir zwanzig Guineen gegeben hat und Broadwood, auf dessen Klavieren ich spiele, dies als Preis für mich festgesetzt hat, erwiderte ich also: zwanzig Guineen. — Die mir anscheinend sehr wohlgesinnte gute Dame sagte mir darauf, ich spiele gewiss sehr schön, das sei wahr, doch rate sie mir, weniger zu nehmen, weil in dieser Season mehr Moderation am Platze sei.

Daraus ersehe ich aber, dass sie auch hier nicht freigebig sind, und dass es überall schwer ist, Geld zu verdienen. Der Bourgeois-Klasse muss man etwas Erstaunliches, Mechanisches bringen, was ich nicht kann; die vornehme Welt, die viel reist, ist hoffärtig, doch gebildet und gerecht, wenn sie gewillt ist, sich etwas näher anzusehen. Sie ist aber von tausend Din-

gen so sehr in Anspruch genommen, so eingeschlossen in ihre konventionelle Langeweile, dass es ihr gleichgültig ist, ob die Musik gut oder schlecht ist, da sie sie doch von früh bis abends anhören muss. Denn hier gibt es bei jeder Blumenausstellung, bei jedem Wohltätigkeitsfest, bei jedem Dîner Musik.

Am 2. Juni 1848 aus London an Graf Adalbert Grzymala in Paris. Die in dem Brief erwähnten «schottischen Damen» sind Chopins Schülerin Jane Stirling und deren Schwester Mrs. Erskine. Die beiden hatten den Künstler zu seiner Reise nach England veranlasst.

Nach dem letzten Londoner Auftreten

Gestern habe ich die zweite Matinée im Palais des Lord Falmouth gegeben. Die Viardot hat unter anderem meine Mazurkas gesungen. Es war sehr schön, doch weiss ich nicht, ob ich hundert Guineen Gewinn hatte. Hier geht die Saison bereits zu Ende. Welche Wendung meine Projekte nehmen werden, weiss ich nicht. In meiner Tasche habe ich nicht viel angesammelt und weiss nicht, was ich anfangen werde. Vielleicht werde ich nach Schottland reisen. Meine Schottinnen sind lieb und gut, aber zuweilen langweilen sie mich schrecklich. Den Italiener, diesen Tölpel, habe ich entlassen. Die Wohnung behalte ich noch, weil ich drei Klaviere habe, wozu ein grosser Salon nötig ist. Ich habe jetzt einen besseren Diener. Stundenweise fühle ich mich besser, aber am Morgen denke ich oft,

dass ich meine Seele aushuste. Mein Herz ist traurig, aber ich betäube mich; ich meide sogar die Einsamkeit, um nur nicht nachzudenken ...

Am 8. Juli 1848 aus London an Graf Adalbert Grzymala in Paris.

Verstimmung in Schottland

Wäre ich gesünder, dann würde ich morgen nach London fahren, um Dich zu umarmen. Vielleicht werden wir uns nicht so bald wiedersehen. Alte Zimbeln sind wir, auf denen Zeit und Umstände ihre unglückseligen Triller ausgespielt haben. Ja, ja, zwei alte Zimbeln, obwohl Du Dich gegen diese Gesellschaft wehren wirst. Dies tut weder der Schönheit noch der Ehrbarkeit Abbruch: la table d'harmonie ausgezeichnet, nur sind die Saiten zerrissen! Einzelne Wirbel sind herausgesprungen. Zu beklagen ist nur, dass wir das Werk eines grossen Geigenmachers sind, irgendeines Stradivarius sui generis, der nicht mehr da ist, um uns zu reparieren. Unter stümperhaften Händen werden in uns keine neuen Töne laut, und wir ersticken in uns all das, was niemand mehr aus uns herausbringen wird, weil der Geigenmacher fehlt. Ich kann kaum noch schnaufen: je suis tout prêt à crever, und Du wirst sicherlich immer kahler und wirst gar noch an meinem Grabe stehen, wie unsere heimatlichen Weidenbäume — Du weisst doch —, die ihr kahles Haupt zeigen.

Ich weiss nicht, warum mir jetzt die verstorbenen Jugendfreunde in den Sinn kommen. Auch andere, mit denen ich harmonisch zusammenlebte, sind gestorben. Selbst Ennicke, unser bester Klavierstimmer, ist ertrunken, und ich habe nun auf der ganzen Welt kein nach meinem Geschmack gut gestimmtes Klavier. Moos ist tot, und niemand wird mir mehr so bequemes Schuhwerk machen. Wenn mir noch vier oder fünf zum Petrus-Tor fahren, so ist mein ganzes besseres Leben ad patres ...

Ich vegetiere, erwarte geduldig den Winter, träume einmal von der Heimat, einmal von Rom, ein andermal vom Glück, und dann vom Elend. Niemand spielt mir heute nach meinem Geschmack, und ich bin so nachsichtig geworden, dass ich Sowinskis Oratorium mit Vergnügen anhören könnte und nicht sterben würde ... Was mir verblieben ist, ist die lange Nase und der unausgebildete vierte Finger.

Am 18. August 1848 aus Calder House («12 Meilen von Edinburgh, falls Dir das Vergnügen macht») an Julian Fontana in London.

Zu dem Gerücht von seiner Verlobung mit Miss Jane Stirling

Meine guten Schottinnen, die ich bereits einige Wochen nicht gesehen habe, werden heute hier sein. Sie möchten gerne, dass ich noch hierbleibe, um mich

in den schottischen Schlössern umherzutreiben, hier und dort und überall, wo man mich einlädt. Sie sind wirklich gut, aber so langweilig, dass Gott erbarm! — Jeden Tag erhalte ich von ihnen Briefe, beantworte keinen, und sobald ich mich irgendwohin begebe, folgen sie meinen Spuren, wenn sie es können. — Das hat vielleicht jemanden auf den Gedanken gebracht, dass ich heirate. Allein, es bedarf dazu noch irgendeines physischen Attrait, und die eine, die Ledige, ist mir gar zu ähnlich. Wie soll man sich denn mit sich selber küssen? — Freundschaft bleibt Freundschaft; ich habe es ausdrücklich gesagt, dass dies zu gar nichts weiterem berechtigt.

Selbst wenn ich mich aber in ein Wesen verlieben würde, das mich auch liebte, wie ich es wünschte, dann würde ich dennoch nicht heiraten, weil wir nichts zu beissen hätten und nichts, worauf man sitzen könnte. Und wenn eine reich ist, dann sucht sie einen Reichen, und wenn schon einen Armen, dann keinen Kranken, sondern einen Jungen, Hübschen. Allein darf man Not leiden, doch zu zweien ist es das grösste Unglück. Ich kann im Spital krepieren, aber eine Gattin werde ich nicht brotlos zurücklassen ...

An eine Gattin denke ich also gar nicht, doch an das Elternhaus, an die Mutter, an die Schwestern. Gott gebe, dass sie guten Mutes bleiben! — Indessen — wo ist meine Kunst hingeraten? Und mein Herz — wo habe ich es vergeudet? Ich kann mich kaum noch erinnern, wie in der Heimat gesungen wird. Die Welt

entschwindet mir ganz seltsam — ich verliere mich — ich habe keine Kraft mehr. Sobald ich mich ein wenig erhebe, sinke ich umso tiefer.

Ich wollte mich nicht bei Dir beklagen; allein Du hast es verlangt, und deshalb erkläre ich Dir, dass ich dem Sarge näher bin als dem Ehebett. Mein Gemüt ist ziemlich ruhig.

Im November 1848 aus London an Graf Adalbert Grzymala in Paris.

Vor der Rückkehr nach Paris

Heute liege ich fast den ganzen Tag, doch übermorgen um diese Zeit reise ich aus diesem Hunde-London ab. Die Nacht vom Donnerstag auf den Freitag werde ich in Boulogne zubringen, ich komme aber noch am Freitag bei Tageslicht nach der Place d'Orléans, um mich hinzulegen. Ausser meinen gewöhnlichen Leiden habe ich noch Neuralgie und bin ganz verschwollen. Ich bitte Dich, sieh zu, dass die Betttücher und Kissen trocken sind. Frau Etienne soll an nichts sparen, damit ich mich nach meiner Ankunft erwärmen kann. Wenn nur Teppiche und Vorhänge da sind. — Ersuche Pleyel, dass er mir am Donnerstagabend irgendein Klavier schickt. Lass es zudecken! Lass am Freitag einen Veilchenstrauss kaufen, damit es im Salon duftet. Ich möchte bei meiner Rückkehr in meinem Heim etwas Poesie haben, wenn ich mich

durch den Salon in das Schlafzimmer begebe, wo ich mich wahrscheinlich für lange Zeit zu Bett legen werde ... Lass heizen, wärmen und abstauben, vielleicht erlange ich meine Gesundheit wieder!

Ende November 1848 aus London an Graf Adalbert Grzymala in Paris.

Gespräch über George Sand

Am Abend Chopin besucht. Ich blieb bis zehn Uhr bei ihm. Ein prachtvoller Mensch. Wir sprachen von Frau Sand, von diesem merkwürdigen Wesen, dieser Mischung von Tugenden und Lastern. — Wir sprachen vor allem von ihren Memoiren. Chopin meinte, es würde ihr unmöglich sein, welche zu schreiben. Sie hat alles vergessen. Ihre Leidenschaften flammen plötzlich auf, vergehen aber bald. Ihren alten Freund Pierret hat sie beweint und dachte dann nicht weiter an ihn. — Ich sagte ihr ein unglückliches Alter voraus. Chopin war anderer Meinung. Ihr Gewissen wirft ihr das nicht vor, was ihre Freunde an ihr auszusetzen haben. Sie hat eine starke Konstitution, die viel aushalten kann. Nur eines würde sie tief berühren: wenn sie Maurice (ihren einzigen Sohn) verlieren würde, oder wenn er auf Abwege geriete.

Eugène Delacroix am 29. Januar 1849 in seinem Tagebuch.

Logik in der Musik

Gegen vier Uhr Chopin auf seiner Spazierfahrt im Wagen begleitet. Obwohl es mich anstrengte, war ich doch glücklich, ihm irgendwie nützlich sein zu können... Avenue des Champs-Elysées, Triumphbogen, eine Flasche Wein aus der Kneipe, an der Barriere umgekehrt, etc.

Unterwegs sprachen wir über Musik, und das hat ihn belebt. Ich fragte ihn, wie man in der Musik Logik erreicht. Er gab mir einen Begriff von Harmonik und Kontrapunkt, wonach die Fuge gewissermassen die reine Logik in der Musik bedeutet. Daraus geht hervor, dass, die Fuge beherrschen, nichts anderes heisst, als alles Vernunftgemässe und Konsequente in der Musik zu kennen...

Die wahre Wissenschaft ist also nicht das, was man gewöhnlich unter ihr versteht, nicht ein Teil der Erkenntnis, der von der Kunst verschieden ist. Nein! Wenn man die Wissenschaft so auffasst, wie sie ein Mann wie Chopin erklärt, dann ist sie mit der Kunst identisch. — Umgekehrt ist die Kunst dann nicht mehr das, wofür sie der Laie hält, nämlich eine Art Eingebung, die von irgendwo herkommt, ins Blaue hineingeht und nur das malerische Äussere der Dinge darstellt. Es ist die Vernunft selbst, die durch das Genie verklärt wird, aber einen vorgeschriebenen Weg geht und durch höhere Gesetze geregelt wird...

Chopin sagte auch, man hätte die Gewohnheit, die

Harmonik vor dem Kontrapunkt, d. h. vor der Stimmführung, durch die Akkorde erst gebildet werden, zu lernen. Berlioz setzt Akkorde hin und füllt dann die Intervalle aus, so gut er kann. Auf Ingres und seine Schule anzuwenden!

Eugène Delacroix am 7. April 1849 in seinem Tagebuch.

Hilferuf vom Krankenlager

Mein Leben, wenn Ihr könnt, so kommt! Ich fühle mich schwach, und kein Arzt wird mir so helfen wie Ihr. Wenn Ihr Geld braucht, so leiht es Euch. Wenn ich mich besser fühle, werde ich es leicht verdienen und es dem zurückgeben, der es Euch leihen wird; doch jetzt bin ich zu bettelarm, um Euch etwas zu schicken. Meine Wohnung hier in Chaillot ist gross genug, um Euch, selbst mit den beiden Kindern, aufnehmen zu können. Die kleine Ludka würde es in jeder Hinsicht gut haben. Vater Kalasanty könnte den ganzen Tag herumlaufen — die Landwirtschaftliche Ausstellung ist nebenan — kurz, er hätte, wie einst, mehr Zeit für sich, weil ich mich schwach fühle und mit Luise viel zu Hause sitzen werde.

Meine Freunde und mir sonst wohlwollende Personen erachten Luisens Ankunft als die beste Arznei für mich. Bemüht Euch also um den Reisepass... Bringt Mutter Luise und Tochter Luise, Fingerhut und

Die Seelenruhe, mit der Chopin dem Abschied von der Welt entgegensah, das Vertrauen, das der Sterbende in die Barmherzigkeit Gottes setzte — all dies trug dazu bei, den Mut derjenigen, die ihn umstanden, zu heben. Es war ein ergreifender Augenblick, als Chopin, im Bett aufrecht sitzend, auf die Arme seines Schülers Adolf Gutmann gelehnt, nachdem er lange geschwiegen und in tiefes Nachdenken versunken schien, plötzlich die Stille mit den Worten unterbrach: «Maintenant, j'entre en agonie.» — Der Arzt fühlte seinen Puls und versuchte, ihn wie gewöhnlich mit Trostesworten zu beruhigen; aber Chopin antwortete mit einer geistigen Überlegenheit, die keine Entgegnung zuliess: «C'est une rare faveur que Dieu fait à l'homme en lui dévoilant l'instant où commence son agonie. Cette grâce il me la fait — ne me troublez pas!»

Aber die erschütterndste Episode war die Ankunft der Gräfin Delphine Potocka. Sonntag, den 15. Oktober, traf sie aus Nizza ein, von wo die Schreckenskunde sie abgerufen hatte. Als man Chopin das Kommen dieser treuen Freundin berichtete, rief er bewegt aus: «C'est donc cela que Dieu tardait tant à m'appeller à lui, il a encore voulu me laisser le plaisir de la voir!» — Kaum war sie vor ihn getreten, so sprach er den Wunsch aus, noch einmal die Stimme zu hören, deren ergreifenden Gesang er so sehr liebte. Das Klavier wurde daher aus dem Nebenzimmer hereingeholt, und die Gräfin, die mit bewundernswerter Selbstbeherrschung ihre Tränen unterdrückte, sang mit glockenreiner, aber etwas zitternder Stimme die Hymne an Maria von Stradella so schön und weihevoll, dass der sterbende Künstler sie inständig bat, dieselbe zu wiederholen. Die Gräfin setzte sich dann nochmals ans Klavier und sang einen Psalm von Marcello. Die am Bette Stehenden fühlten, dass Chopin jetzt von Sekunde zu Sekunde schwächer wurde und sanken schweigend in die Knie. Feierliche Stille herrschte im Zimmer; nur die wundervolle Stimme der Gräfin tönte wie der Gesang eines Engels, der gekommen schien, um die Seele des Meisters zum Himmel emporzutragen. Alle Anwesenden unterdrückten ihr Schluchzen, um dem Sterbenden die letzte Freude — die Freude an seiner schönen Kunst — nicht zu stören. Das Röcheln des mit dem Tode Ringenden unterbrach aber die Gräfin inmitten des zweiten Stückes. Man entfernte schleunigst das Instrument, und der Priester trat an den Sterbenden heran und betete.

Und doch war sein letzter Augenblick noch nicht gekommen. Am nächsten Morgen fühlte sich Chopin anscheinend etwas besser und verlangte die letzte Ölung. Alexander Jelowicki, ein sehr frommer und gebildeter Priester, der unter seinen Landsleuten die höchste Achtung genoss, erschien. Der Sterbende beichtete und nahm hierauf in Gegenwart seiner

Freunde das heilige Abendmahl. Dann verlor er die Sprache und schien seine Umgebung nicht mehr zu kennen. Aber einige Stunden später flammte der einst so glänzende Geist des Komponisten noch einmal auf, und die Sprache stand ihm wieder zu Gebot. Zweimal im Laufe des Tages liess er seine Freunde zu sich herantreten und hatte für jeden ein rührendes Wort. Das, was er zu ihnen sagte, bewies, dass er noch mit voller Geisteskraft, mit seiner ganzen Künstlerseele und seinem Freundesherzen unter ihnen weilte. Zwei seiner Lieblingsschülerinnen, die Fürstin Czartoryska und Fräulein Elise Gavard, die sich bis dahin noch nicht gekannt hatten, rief er dicht an sich heran und sagte zu ihnen: «Vous ferez de la musique ensemble, vous penserez à moi et je vous écouterai.» — Dann wandte er sich zu Franchomme, der schluchzend zur Seite getreten war, und flüsterte: «Vous jouerez du Mozart en mémoire de moi.»

Unter den Personen, die nicht vorgelassen wurden, befand sich auch Frau Marliani, die sich im Namen der Madame Sand, die damals durch die bevorstehende Aufführung eines ihrer Dramen sehr in Anspruch genommen war, nach Chopins Befinden erkundigte. Aber niemand fand es passend, die letzten Gedanken des Künstlers durch die Meldung dieser etwas verspäteten Erinnerung zu stören.

Der ganze Abend des 16. Oktober verstrich unter den üblichen Gebeten. Als der Priester die von der Kirche vorgeschriebene Litanei hersagte, wiederholten

die Anwesenden jedes Wort, Chopin selbst aber blieb stumm. Nur an den krampfartigen Bewegungen seiner Brust merkte man, dass er noch lebte. — An jenem Abend untersuchten ihn noch zwei Ärzte. Der eine, Dr. Cruveilhier, nahm eine Kerze und bemerkte, indem er sie gegen Chopins Gesicht hielt, dass die Sinne anfingen, den Dienst zu versagen. Als er ihn jedoch fragte, ob er Schmerzen empfinde, hörte man noch ganz deutlich die Antwort: «Plus!»

Es war das letzte Wort, das über Chopins Lippen kam. Noch ein tiefer Seufzer — und er schloss die Augen für immer. — Die Glocken von Paris verkündeten in diesem Augenblick die dritte Morgenstunde des 17. Oktober 1849.

Aus der Chopin-Biographie von Maurice Karasowski, Dresden 1877.

ANHANG

ANHANG

Die erhaltenen Aufzeichnungen Chopins, die er in seinen letzten Lebensjahren für das von ihm geplante grosse Lehrwerk für Klavier «La Méthode des Méthodes» notierte

Der Ausdruck der Gedanken durch Töne, die Manifestation der Empfindungen durch diese Töne, die Kunst, sich durch Töne zu offenbaren, ist Musik. Der unbestimmte menschliche Laut ist der unbestimmte Ton, die unbestimmte Sprache ist die Musik.

*

Das Wort entstand aus dem Klang. — Der Klang war vor dem Wort. Das Wort ist eine gewisse Modifikation des Klanges. — Klänge benützt man, um Musik zu machen, wie man Worte braucht, um eine Sprache zu bilden.

*

Es handelt sich hier nicht um die Frage des musikalischen Gefühls oder Stils, sondern einfach um die technische Ausführung, um die Mechanik, wie ich es nenne. Ich teile das Studium dieser Mechanik in drei Teile ein:

1. Die beiden Hände zu lehren, benachbarte Töne zu spielen, Ganz- und Halbtöne; die chromatische und diatonische Tonleiter und den Triller. Da sich dieses Studium nicht theoretisch durchführen lässt, so ist alles, was man tun kann: Bruchstücke oder Kombinationen von Tonleitern und Triller zu üben.

2. Dann sind grössere Intervalle zu üben, angefangen von der kleinen Terz; Akkorde, die nur aus kleinen Terzen bestehen, so dass alle Finger den gleichen Abstand haben; Dur-Akkorde und ihre Umkehrungen.

3. Doppelgriffe: Terzen, Sexten und Oktaven.

*

Es ist nicht zweckmässig, das Studium der Tonleitern mit der C-Dur-Skala zu beginnen, die am leichtesten zu lesen, aber am schwersten zu spielen ist, da sie der Stütze entbehrt, die die schwarzen Tasten gewähren. Es wird gut sein, zu allererst die Ges-Dur-Skala zu spielen, die die Hand gleichmässig leitet, indem die langen Finger für die schwarzen Tasten benützt werden. Der Schüler gelangt dann fortschreitend zur C-Dur-Skala, indem er immer einen Finger weniger für die schwarzen Tasten braucht.

*

Der Triller sollte mit drei Fingern geübt werden oder mit vier.

*

Die chromatische Skala sollte mit dem Daumen, dem zweiten und dem mittleren Finger geübt werden, oder mit dem mittleren, vierten und fünften.

*

In Terzen, Sexten und Oktaven benütze man stets die gleichen Finger.

*

Niemand bemerkt eine Ungleichheit im Klange einer sehr schnell gespielten Skala, wenn sie in gleichmässigem Tempo gespielt wird.

*

Es scheint mir, dass der Zweck einer gut ausgebildeten Mechanik nicht der ist, alles mit gleichmässigem Ton zu spielen, sondern der, die Klänge auf schöne Art gut zu nuancieren.

*

Lange Zeit hindurch hat man gegen die Natur gehandelt, indem man jedem Finger die gleiche Kraft zu geben versuchte. Da jeder Finger verschieden gebildet ist, wäre es besser, diese Eigenart nicht zu verhindern, sondern auszubilden, und so jeden Finger in einer be-

sonderen Art des Anschlags zu üben. Jeder Finger hat die Kraft, die seiner natürlichen Bildung entspricht.

Der Daumen hat die grösste Kraft, denn er ist der stärkste und freieste Finger. Dann kommt der fünfte Finger als Stützpunkt an der entgegengesetzten Seite der Hand. Der Mittelfinger ist die Hauptstütze der Hand und wird in dieser Beziehung durch den zweiten Finger ergänzt. Der vierte Finger ist der schwächste. Man versucht mit aller Macht, diesen Finger, der durch ein gemeinsames Band mit dem Mittelfinger wie ein siamesischer Zwilling verbunden ist, von diesem unabhängig zu machen. Dies ist ein Ding der Unmöglichkeit und, Gott sei's gedankt, unnötig.

*

Es gibt so viel verschiedene Klänge, wie es Finger gibt. Es handelt sich stets darum, einen guten Fingersatz zu gebrauchen.

*

Die Bewegung des Handgelenks beim Spielen ist in gewisser Beziehung mit dem Atemholen beim Singen zu vergleichen.

Am 30. Oktober 1839 begaben wir uns, meine Tante und ich, zu Chopin. Rue Tronchet Nr. 5 wohnte er damals. Bangen Herzens überreichte ich ihm meine Empfehlungsbriefe aus Wien. Sehr höflich, aber sehr gemessen, sprach er: «Sie haben in einer Matinée bei der Gräfin Apponyi, der Gemahlin des österreichischen Gesandten, gespielt und werden meines Unterrichtes kaum mehr bedürfen.» — Mir wurde bange, denn so klug war ich doch, um gleich zu verstehen, er habe gar keine Lust, mich als Schülerin anzunehmen. Lebhaft beteuerte ich, sehr wohl zu wissen, dass ich noch sehr, sehr viel zu lernen habe. Und, setzte ich schüchtern hinzu, seine wunderschönen Kompositionen möchte ich gut spielen können. — «Oh», rief er, «das wäre traurig, wenn man nicht imstande wäre, sie ohne meinen Unterricht gut zu spielen!» — «Ich gewiss nicht», entgegnete ich ängstlich. — «Nun, so spielen Sie mir etwas!», rief er, und in dem Augenblick war seine Zurückhaltung verschwunden. Gütig und nachsichtsvoll half er mir meine Schüchternheit zu überwinden; rückte das Piano; fragte, ob ich gut sitze; liess mich so lange spielen, bis ich ruhig geworden; tadelte dann milde mein steifes Handgelenk; lobte meine richtige Auffassung und nahm mich als Schülerin an. — Er setzte wöchentlich zwei Unterrichtsstunden fest, wandte sich dann in liebenswürdigster Weise an meine Tante, sich im vorhinein entschul-

digend, wenn er Tag und Stunde der Lektion, seiner Kränklichkeit halber, werde oft abändern müssen. Sein Diener würde uns stets davon benachrichtigen.

Ach! Und er war sehr leidend, matt, bleich, hustete viel, nahm oft Opiumtropfen in Zucker und Gummi-Wasser, rieb sich die Stirn mit Kölner-Wasser; und dennoch unterrichtete er mit einer Geduld, Ausdauer und einem Eifer, die bewundernswert waren. Immer währten seine Lektionen eine volle Stunde; gewöhnlich war er so gütig, sie länger auszudehnen. Mikuli (berühmter Pianist) sagt: «Ein heiliger Eifer durchglühte ihn; jedes Wort von seinen Lippen war anregend und begeisternd. Oft dauerten einzelne Lektionen buchstäblich mehrere Stunden hintereinander, bis die Ermattung Meister und Schüler überwältigte.» — Auch für mich gab es solche gesegnete Lektionen. Manchen Sonntag begann ich um 1 Uhr bei Chopin zu spielen, und erst um vier oder fünf Uhr nachmittags entliess er uns. Da spielte auch er, und wie herrlich! Aber nicht nur seine Kompositionen, sondern auch die anderer Meister, um den Schüler zu lehren, wie sie vorgetragen werden müssen. Eines Morgens spielte er vierzehn Bachsche Präludien und Fugen aus dem Gedächtnis, und als ich meine freudige Bewunderung über diese unvergleichliche Leistung aussprach, erwiderte er: «Cela ne s'oublie jamais», und melancholisch lächelnd fuhr er fort: «Depuis un an je n'ai pas étudié un quart d'heure de suite, je n'ai pas de force, pas d'énergie, j'attends toujours un peu de santé

pour reprendre tout cela, mais ... j'attends encore.» — Wir sprachen immer französisch zusammen, ungeachtet seiner grossen Vorliebe für deutsche Sprache und Dichtung. Deshalb gebe ich seine Äusserungen auch in französischer Sprache, wie ich sie von ihm hörte. In Paris hatte man mir bange gemacht und erzählt, Chopin liesse Clementi, Hummel, Cramer, Moscheles, Beethoven und Bach studieren, seine Kompositionen jedoch nicht. Dem war nicht so. Allerdings musste ich die oben angeführten Meisterwerke bei ihm studieren; er verlangte aber auch, dass ich die neuen und neuesten Kompositionen von Hiller, Thalberg und Liszt etc. ihm vorspiele. Jedoch schon in den ersten Unterrichtsstunden legte er mir seine wunderbar schönen Präludien und Etüden vor. Ja, mit mancher Komposition machte er mich bekannt, ehe sie noch im Druck erschienen war.

Wunderschön hörte ich ihn oft präludieren. Einmal versank er so ganz in sein Spiel, war der Welt völlig entrückt — da kam sein Diener leise herein und legte einen Brief auf das Notenpult. Mit einem Aufschrei brach Chopin sein Spiel ab, sein Haar sträubte sich in die Höhe; was ich bisher für unmöglich gehalten, sah ich nun mit eigenen Augen; doch währte dies nur einen Augenblick.

Immer war sein Spiel edel und schön, immer sangen seine Töne, ob in voller Kraft, ob im leisesten Piano. Unendliche Mühe gab er sich, dem Schüler dieses gebundene, gesangreiche Spiel beizubringen.

«Il (elle) ne sait pas lier deux notes!», war sein schärfster Tadel. Ebenso verlangte er, im strengsten Rhythmus zu bleiben, hasste alles Dehnen und Zerren, übel angebrachtes Rubato sowie übertriebenes Ritardando. «Je vous prie de vous asseoir», sagte er bei solchem Anlass mit leisem Hohne. Und gerade hierin wird jetzt bei dem Vortrag seiner Werke entsetzlich gesündigt. — Im Gebrauche des Pedals hatte er ebenfalls die grösste Meisterschaft erreicht; er war gegen den Missbrauch desselben ungemein strenge und sagte dem Schüler wiederholt: «Die richtige Anwendung des Pedals bleibt ein Studium für das Leben.»

Als ich die erste seiner Etüden (C-Dur, Liszt gewidmet) bei ihm spielte, befahl er mir, sie des Morgens sehr langsam zu üben. «Cette étude vous fera du bien», sagte er. «Si vous l'étudiez, comme je l'entends, cela élargit la main, et cela vous donne des gammes d'accords, comme les coups d'archets. Mais souvent malheureusement au lieu d'apprendre tout cela, elle fait désapprendre.» — Wohl weiss ich, ein allgemein verbreiteter Irrtum ist es, auch heute noch, dass man diese Etüde nur gut spielen könne, wenn man eine sehr grosse Hand besitzt; dem ist aber nicht so: nur eine geschmeidige Hand ist Bedingung.

Chopin erzählte, er habe im Mai 1834 mit Hiller und Mendelssohn einen Ausflug nach Aachen gemacht. «Daselbst sehr freundlich bewillkommnet, fragte man mich, als ich vorgestellt wurde: ‚Gewiss ein Bruder des Pianisten?' — Ich bejahte es, denn es unterhielt

mich, und ich beschrieb meinen Bruder, den Pianisten: er sei gross, stark, habe schwarzes Haar und eine sehr grosse Hand.» — Wer den zart gebauten Chopin und seine Hand gesehen, für den muss der Scherz höchst ergötzlich gewesen sein.

Am 20. April 1840 gab Liszt, von längeren Kunstreisen nach Paris zurückgekehrt, im Saale Erard eine Matinée vor geladenen Gästen. Er spielte, wie immer, sehr brillant, und ich musste am nächsten Morgen Chopin eingehend berichten, was und wie er gespielt. Er selbst war zu unwohl, um dem Konzert beiwohnen zu können. Als ich von Liszts künstlerischer Selbstbeherrschung und Ruhe bei Überwindung der grössten technischen Schwierigkeiten sprach, rief er: «Ainsi il parait que mon avis est juste. La dernière chose c'est la simplicité. Après avoir épuisé toutes les difficultés, après avoir joué une immense quantité de notes, c'est la simplicité qui sort avec tout son charme, comme le dernier sceau de l'art. Quiconque veut arriver de suite à cela n'y parviendra jamais, on ne peut commencer par la fin. Il faut avoir étudié beaucoup, même immensement pour atteindre ce but, ce n'est pas une chose facile. — Il m'était impossible d'assister à sa matinée. Avec ma santé on ne peut rien faire. Je suis toujours embrouillé avec mes affaires, de manière que je n'ai pas un moment libre. Que j'envie les gens forts qui sont d'une santé robuste et qui n'ont rien à faire! Je suis bien faché, je n'ai pas le temps d'être malade.»

Als ich sein Trio studierte, machte er mich auf

einige Stellen aufmerksam, welche ihm jetzt missfielen; nun würde er sie anders schreiben. — Als das Trio beendet war, sagte er: «Wie die Tage, da ich es komponierte, mir lebhaft in der Erinnerung auftauchen! Es war in Posen, in dem von mächtigen Waldungen umgebenen Schloss des Fürsten Radziwill. Eine kleine, aber sehr gewählte Gesellschaft fand sich dort zusammen. Des Morgens wurde gejagt, des Abends Musik gemacht. — Ach, und nun ist der Fürst, seine Gemahlin, sein Sohn, alles, alles tot!»

In einer Soirée (20. Dezember 1840) liess er mich die Sonate mit dem Trauermarsch vor einer grossen Gesellschaft spielen. Am Morgen desselben Tages musste ich ihm die Sonate wiederholen, war aber sehr befangen. — «Weshalb spielen Sie heute weniger gut?», fragte er. — Ich erwiderte, ich hätte Angst. — «Warum? *Ich* finde, Sie spielen sie gut», sagte er sehr ernst, ja strenge. — «Wenn Sie aber heute Abend spielen wollen, wie vor Ihnen niemand spielte, und nach Ihnen niemand spielen wird, ja dann! ...» Diese Worte gaben mir meine Ruhe wieder. Der Gedanke, dass ich ihm recht gespielt, beherrschte mich auch am Abend. Ich hatte das Glück, Chopins Zufriedenheit und der Anwesenden Beifall zu erwerben. — Dann spielte er noch mit mir das Andante seines Konzertes in f-moll, das er auf dem zweiten Piano herrlich begleitete. Die ganze Gesellschaft bestürmte ihn mit der Bitte, doch noch einige seiner Kompositionen vorzu-

tragen, was er dann auch zum allgemeinen Entzücken tat.

Durch achtzehn Monate (er verliess Paris in diesem Sommer nicht) durfte ich mich seines Unterrichts erfreuen. Wie gerne hätte ich meine Studien bei ihm noch länger fortgesetzt! Allein er selbst war der Ansicht, ich sollte jetzt in mein Vaterland zurückkehren, selbständig weiter studieren und viel öffentlich spielen. Beim Abschied schenkte er mir die Manuskripte seiner Etüden in Cis-Dur und E-Dur (Liszt gewidmet) und versprach, während seines Landaufenthaltes ein Konzertstück zu schreiben und mir zuzueignen.

Ende des Jahres 1844 kam ich nochmals nach Paris und fand Chopin etwas kräftiger aussehend. Damals hofften seine Freunde auf Herstellung seiner Gesundheit oder wenigstens auf bedeutende Besserung seines Befindens.

Das versprochene Konzertstück (op. 46) war zu meiner unaussprechlichen Freude erschienen. Ich spielte es ihm vor, und er war damit zufrieden. Er freute sich meiner Erfolge in Wien, von denen ihm berichtet worden war. Mit der ihm eigenen Liebenswürdigkeit bemühte er sich, mich in der Pariser Musikwelt noch mehr bekannt zu machen.

Aus dem Tagebuch der Wiener Pianistin Friederike Streicher-Müller.

Willi Reich

HUGO WOLF-RHAPSODIE

Das Leben des Künstlers im eigenen Wort und zeitgenössischen Dokumenten. Leinen Fr. 4.90

Einen nachdrücklichen Hinweis verdient die «Hugo Wolf-Rhapsodie», in der Willi Reich aus Briefen und Schriften ein authentisches und höchst eindringliches literarisches Bildnis der geistigen Persönlichkeit des genialen Liedschöpfers entwirft. *(Neue Zürcher Zeitung)*

Willi Reich

BEETHOVEN SUITE

Aus Briefen und Schriften. — Leinen Fr. 5.60

Das Geschick, das der Verfasser in der Auswahl wahrhaft bedeutungsvoller Zitate aus einem sehr reichen Briefmaterial bewiesen hat, zeigt sich darin, dass in dieser «Suite» Beethovens geistiges Antlitz wunderbar deutlich sichtbar wird und seine Gestalt in wahrhaft erschütternder Menschlichkeit vor uns steht. *(National-Zeitung, Basel)*

Laura Hennings

DIE FREUNDSCHAFT CLARA SCHUMANNS MIT JOHANNES BRAHMS

In Briefen und Tagebuchblättern. Leinen Fr. 7.80

INSTYTUT FRYDERYKA CHOPINA-NARODOWY BIBLIOTEKA
Zbiory Stowarzyszenia I.F.C.

VOM DAUERNDEN IN DER ZEIT

Kostbarkeiten alter und neuer Dichtung

Hermann Hesse
DANK AN GOETHE
Vier Aufsätze über Goethe
und eine Auswahl seiner schönsten Gedichte

Angelus Silesius
DER CHERUBINISCHE WANDERSMANN
Herausgegeben von Erich Brock

Dostojewski
DIE SANFTE
Eine Erzählung

Maria Waser
GEDICHTE BRIEFE PROSA

IMMERDAR ENTHÜLLT DAS ENDE SICH
ALS STRAHLENDER BEGINN
Ein Brevier tröstlicher Dichtung

Laotse
TAO TE KING
Die Weisheit des Ostens

DAS SCHÖNSTE
VON MATTHIAS CLAUDIUS
Herausgegeben von Bernard von Brentano

TROST BEI WILHELM BUSCH
Ein fröhliches Brevier
Mit vielen Zeichnungen

Hermann Hesse
AM WEG
Erzählungen

Hermann Hesse
EINE BIBLIOTHEK DER WELTLITERATUR
Einführung in die Bücherwelt

Bernard von Brentano
GOETHE
UND MARIANNE VON WILLEMER
Die Geschichte einer Liebe

FRIEDRICH HÖLDERLIN BREVIER
Gedichte, Hymnen, Briefe, Prosa

BAUDELAIRE — VERLAINE — RIMBAUD
Mit gegenübergestelltem Originaltext

NIEDERLÄNDISCHE MEISTER
«Über die niederländische Malerei», Illustr.

Die Sammlung wird fortgesetzt

In Feinleinen gebunden Fr. 4.90 bis Fr. 5.60

WERNER CLASSEN VERLAG ZÜRICH

000550
NARODOWY
INSTYTUT
FRYDERYKA
CHOPINA
B11

Biuro Komitetu Wykonawczego
ROKU CHOPINOWSKIEGO 1949
Warszawa, Nowogrodzka 49, tel. 813-32

CHOPIN-ELEGIE

Aus Briefen und
Schriften

Herausgegeb

WERNER CLASS

